[illegible] der große und
Geschwister.

[illegible] Roman

[illegible]

Berlin. 185[illegible].
[illegible] von Otto Janke.

Friedrich der Große
und
sein Hof.

Dritte Folge:
Friedrich der Große und seine Geschwister.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

Zweite Auflage.

Berlin, 1857.
Verlag von Otto Janke.

Friedrich der Große
und
seine Geschwister.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

Zweite Abtheilung.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Berlin, 1857.
Verlag von Otto Janke.

Vorrede.

Ich bin zu Ende, das heißt, ich muß zuletzt doch einmal ein Ende machen, und diese Arbeit aus dem Leben Friedrich's zu einem Abschluß bringen. Aber indem ich's thue, indem ich mit dieser letzten Abtheilung eine Arbeit schließe, die mich drei Jahre lang beschäftigt, erfreut und belehrt hat, fühle ich die tiefe und unaussprechliche Wehmuth, die man empfindet, wenn man nach langem und schönem Beisammensein von einem Freunde Abschied nimmt und scheidend nur fühlt, wie viel Schönes und Erfreuliches man von dem Freunde empfangen, und wie wenig man ihm selber hat sein können, wie viele Stunden der Erhebung, der inneren Sammlung, der Belehrung man ihm verdankt, wie arm und

schweigsam man dem Gebenden gegenüber gestanden, — mit leeren Händen, aber mit einem vollen Herzen!

So ist es mir ergangen mit dieser Arbeit. Sie ist mir in der That ein lieber und belehrender Freund gewesen, ich habe ihr viel zu danken, und fühle und habe es immer gefühlt, daß ich ihr nicht genügen konnte. Der riesengroße, machtvolle Stoff hat mich oft überwältigt, oft bin ich zurückgebebt vor der Größe meines Vorhabens, und mochte nicht wagen weiter fortzufahren. Aber dann erinnerte ich mich immer wieder jener allerliebsten Anecdote, wie einst ein deutscher Gelehrter Abend's bei Friedrich dem Großen eine Audienz hatte. Es war dies das erste Mal, daß der Gelehrte dem großen Könige gegenüberstand, und in dieses große funkelnde Feuerauge blicken durfte. Auch fühlte er sich ganz verwirrt, ganz beklommen, und wenn der gewaltige Blick des Königs auf ihm ruhte, hatte der deutsche Gelehrte ein Gefühl, als ob er unter diesen

Blitzen des Zeusauges zu Staub zerfiel. Er gab nur stotternde, verlegene Antworten, er hörte in seiner Verwirrung kaum, was ihn der König fragte. Friedrich aber hatte Mitleid mit seiner Verwirrung; mit seinem sanften Lächeln trat er zu dem Tisch, und blies die Wachslichter auf dem Armleuchter aus. Sie waren jetzt im Dunkeln, aber der König setzte ruhig, als sei nichts geschehen, die Unterhaltung fort: der Gelehrte, nicht mehr getroffen von den Blitzen des königlichen Auges, gewann seine Fassung und Ruhe wieder und ging nun mit Lebhaftigkeit und Geist auf die Unterhaltung des Königs ein.

An diese Anecdote, wie gesagt, erinnerte ich mich oft, wenn ich es wagte dem großen König gegenüber zu treten, und oft, wenn ich die Feder in die Hand nahm, habe ich ganz laut den Geist des großen Königs gebeten, das Licht auszublasen, damit ich nicht geblendet würde von seinen Blicken, sondern meinen Geist sammeln, und in meiner Unter-

haltung mit Friedrich wenigstens die beste Kraft meiner Gedanken aussprechen könnte.

Aber das Lichtausblasen hat mich doch immer noch nicht befähigt, meinen Stoff so zu bewältigen, so seiner Herr zu werden, wie ich fühle, daß es sein müßte. Ich habe leider noch niemals dieses beseligende Gefühl, diese sich im eigenen Glanze sonnende Selbstgenügsamkeit gehabt, wie sie heut zu Tage die meisten unserer jungen Dichter und Dichterlinge, unserer Eintagsfliegen des Ruhms haben. Glückliche Leute, welche so klug, so stolz, so geistreich geboren werden, daß sie gar nichts zu lernen, gar nichts zu wissen brauchen, als sich selber, welche gar keine Autoritäten, keinen Respect vor Anderen kennen, sondern die sich selber ihre einzige Autorität sind, das einzige Wesen, vor dem sie Ehrfurcht empfinden, — das einzige Wesen, mit dem sie zufrieden sind. — Ich, wie gesagt, kenne dies beseligende Gefühl des Zufriedenseins mit meinen Arbeiten nicht. Noch niemals haben dieselben meinem Wollen,

meinen Intentionen genügt, immer habe ich gefühlt, daß meine Kraft schwächer als mein Wille, daß ich immer und immer nur eine Strebende, eine Fortschreitende, eine Wollende bin!

So bitte ich meine Leser um Nachsicht auch für die letzte Abtheilung dieses Werkes, das jetzt in dreizehn Bänden geschlossen vor ihnen liegt. Ich habe wenigstens ein ehrliches Streben gehabt, es ist mir um die innere Characterentwickelung dieses großen Mannes zu thun gewesen, den Viele nur als den kühnen Helden, Viele als den weisen Gesetzgeber, den selbstregierenden König, sehr Wenige aber als den edlen, zartfühlenden, weichen Menschen kennen, der er wirklich war. Ich wollte Friedrich als den Menschen zeichnen, und aus seiner Seele und seinem Herzen heraus sein Leben entwickeln. Das ist mein Bestreben gewesen, meine einzige Absicht! Immer mein Ziel vor Augen habend, bin ich vorwärts geschritten, nicht rechts noch links schauend, buhlend um keine Gunst,

um keinen Beifall, nur genügen wollend meiner eigenen Idee, und der hohen Begeisterung, die ich für den großen Menschen Friedrich den Zweiten empfinde, nur nachstrebend dem großen Ziel, das ich mir selber gesteckt. —

Der Beifall meiner Leser ist mir auf meinem schwierigen Wege stets als die einzig wünschenswerthe und erfreuliche Aufmunterung erschienen und wird jetzt auch am Ende meines Weges für mich der einzig wünschenswerthe Lohn sein! Möchten sie im Stande sein, ihn mir zu gewähren!

Berlin, den 18. Oct. 1854.

Clara Mundt.
L. Mühlbach.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Die französischen Gefangenen in Berlin.

1759.

I.

Der König mit seinen alten und seinen neuen Feinden.

Drei Jahre, drei lange, schreckensvolle Jahre waren vergangen seit dem Beginn dieses furchtbaren Krieges, in welchem König Friedrich von Preußen allein und ohne weitere Verbündete, als das ferne England, dem ganzen, kampfgerüsteten Europa gegenüberstand. Diese drei Jahre hatten indeß die stolzen und siegesgewissen Feinde Friedrich's überzeugen müssen, daß der König, den der Papst noch immer den „Marquis de Brandebourg“ nannte, gegen den er seinen Bannstrahl geschleudert, und den der deutsche Kaiser in die Reichsacht erklärt, daß der König, trotz der Widerwärtigkeiten, die ihn von allen Seiten bedrohten, dennoch immer ein furchtbarer und unverzagter Gegner blieb, den man jetzt beinahe anfing zu fürchten, nachdem man so lange vermeint hatte, ihn ganz und gar vernichten und den König von Preußen wieder zu dem kleinen Churfürsten von Brandenburg zurückführen zu können. Aus allen Schlachten, aus allen Mühen und Drangsalen war

der König immer mit leuchtender Stirn, mit strahlendem Auge und mit unerschüttertem Muthe hervorgegangen, und selbst die verlorenen Schlachten hatten nicht den Glanz der gewonnenen Schlachten trüben können, denn in diesen, wie in jenen, hatte sich der König als ein Held bewiesen, größer noch nach der verlorenen Schlacht, durch seine Ruhe und Entschlossenheit, durch die unbeugsame Energie, durch die klare Besonnenheit, mit welcher er seine Lage überschaute und das Böse immer wieder zum Guten zu wenden verstand. Seine Feinde konnten daher nach einer gewonnenen Schlacht wohl sagen, daß sie den König von Preußen besiegt, aber niemals, daß sie ihn überwunden hatten. Denn immer wieder stand der König gerüstet und kampfbereit ihnen gegenüber, sie angreifend, wenn sie es am wenigsten vermutheten, jede ihrer Schwächen benutzend, aus jedem ihrer Fehler Vortheile ziehend. Die fallenden Reihen seiner Soldaten schienen nur die Drachenzähne zu sein, welche der König in die Erde säete, um neue gewappnete und kampfbereite Krieger daraus emporwachsen zu lassen, und während in den Heeren der verbündeten Oesterreicher, Sachsen und Russen Hunger und Krankheit herrschten, während man in Wien, Petersburg und Dresden begann, die Kosten des Krieges als eine drückende, kaum noch aufzutreibende Last zu empfinden, war die preußische Armee gesund und wohl versehen mit Vorräthen, und die Kassen des Königs, Dank den englischen Subsidien und dem leichten Gelde, schienen unerschöpflich zu sein.

So waren, wie gesagt, jetzt schon drei Jahre des nie rastenden Krieges vergangen. Sie hatten die Heldenstirn des Königs mit neuen Lorbeern umwunden und diese waren so voll und glänzend, daß die

verlorenen Schlachten nicht im Stande waren einen Schatten auf dieselbe zu werfen. Die Schlachten von Lowositz, von Roßbach, von Leuthen und von Zorndorf waren so glänzende Siege gewesen, daß sie nicht durch die Niederlagen von Collin und Hochkirch verdunkelt werden konnten, wie sehr auch seine Feinde bemüht waren, ihren Siegesjubel durch ganz Europa zu schmettern, ihre Siege als entscheidende zu preisen und alle Mittel anzuwenden, um ihre Armeen und ihre Völker das glauben zu machen.

Diesen Feinden des Königs, welche mit dem Schwerte gegen ihn kämpften, hatte sich jetzt noch ein neuer, furchtbarer Feind hinzugesellt, welcher mit den heiligen Insignien der Kirche, mit den heiligen Worten der Bibel gegen ihn losging. Dieser neue Feind war der Papst Clemens der Dreizehnte, der seit dem Mai des Jahres 1758 den apostolischen Thron bestiegen hatte, und sich laut und ohne Rückhalt zu dem unversöhnlichen Feinde dieses kleinen Marquis von Brandenburg erklärte, der es wagte, in seinen Landen Aberglauben und Frömmelei dem Gespött und Gelächter Preis zu geben, der die geheiligte Finsterniß der Kirche mit dem grellen Licht der Aufklärung, vielleicht sogar der Freigeisterei durchleuchtet hatte, der die Priester mißachtete, und oft sogar schon Diejenigen, welche die heilige katholische Mutterkirche wegen Ketzerei und Unglauben gestraft und verbannt hatte, in seinen Landen aufgenommen und sie unterstützte. Benedict der Vierzehnte, der Vorgänger des jetzigen Papstes, hatte sich wohl auch zu den Feinden des Königs bekannt, aber er war weise genug gewesen, zu schweigen, um den vielen katholischen Unterthanen des Königs, den vielen Klöstern und Collegien nicht den Zorn des Königs zu-

zuziehen. Aber Clemens in seinem fanatischen Eifer genügte das nicht. Er wollte mit Hand und Mund kämpfen gegen den ketzerischen König, er erhob gegen ihn den Bannstrahl der Kirche, er schleuderte gegen ihn Worte der Verwünschung und spendete Denen, welche gegen ihn kämpften, Worte des Segens und des Heils. Diesem fanatischen Haß des Papstes verdankte Oesterreich eine neue Wurde, einen neuen Titel, denn Dank seiner Feindschaft gegen den ketzerischen König von Preußen, und zum Lohne für die großen und vortrefflichen Verdienste, welche Oesterreich in diesem Kriege gegen den „Ketzerfürsten" sich um den römischen Stuhl erworben, legte der Papst der Kaiserin von Oesterreich für sich und ihre Nachkommen den Titel und die Würde einer „Apostolischen Majestät" bei. — Aber nicht bloß das Kaiserhaus Oesterreich, sondern seine Feldherren und die ganze Armee der gläubigen und frommen Christen sollten es inne werden, daß der Segen des Papstes auf ihren Waffen ruhe, und sie feie gegen alles Ungemach und alle Niederlagen. Der glänzende Siegestag von Hochkirch mußte daher von dem Papst noch besonders gefeiert werden, und die Armee der Verbündeten zu neuen ruhmvollen Waffenthaten anspornen. Deshalb sandte der Papst dem Feldmarschall Daun, welcher die Schlacht bei Hochkirch gewonnen, einen geweiheten Hut und Degen, und machte damit den politischen Krieg zu einem religiösen, bei dem es sich nicht mehr bloß um Länderbesitz, sondern um den heiligen Kampf gegen den drohenden und ketzerischen Feind der katholischen Kirche handelte, und wobei der fanatische

*) Dieses Breve des Papstes ist vom 19. August 1758.

Priester gar nicht in Betracht nahm, daß einem alten historischen Gebrauch gemäß die Päpste diese Weihgeschenke immer nur an solche Generale verliehen, welche entweder die Ungläubigen besiegt oder barbarische Völker unterjocht hatten.*)

Aber der König Friedrich von Preußen lächelte nur zu diesen widersinnigen Angriffen des Statthalters Gottes. Für seine mit dem Schwert umgürteten Feinde hatte er das Schwert, für seine mit der Zunge und der Feder wider ihn kämpfenden päpstlichen Feinde bediente er sich derselben Waffen: der Zunge und der Feder. Und wenn er den Ersteren im offenen Felde gegenüberstand, bekämpfte er die Anderen von seinen Winterquartieren aus mit diesen beißenden, sanglanten und höhnenden „fliegenden Blättern", welche damals ganz Europa lachen machten und die Großthaten des Papstes unter dem Fluche der Lächerlichkeit zerbröckelten. Denn der geweihete Hut und Degen des Feldmarschalls Daun verlor seine Weihe durch diesen „Danksagungsbrief des Feldmarschalls Daun an den Papst", welchen der König verfaßte, und der selbst in Oesterreich seine Lacher und Bewunderer fand, ebenso durch das „Glückwunschschreiben des Prinzen Soubise an den Feldmarschall Daun." Und wenn der Papst den preußischen König als den ketzerischen „Marchese di Brandenburgo" bezeichnete, so nannte ihn der König dafür in seinen Briefen Phihihu's „den Groß-Lama" und ergoß sich in beißender Satyre über die dem Statthalter Gottes zugestandene Unfehlbarkeit. Aber nicht den Papst allein geißelte die satyrische Feder des Königs; sanglanter noch traf sie die keusche und sittenstrenge Kai-

*) Oeuvres posthumes Vol. III. p. 344.

serin Maria Theresia in diesem „Briefe der Marquise von Pompadour an die Königin von Ungarn", in welchem das unerhörte Freundschaftsbündniß zwischen der tugendhaften Kaiserin und der üppigen königlichen Maitresse arg genug gegeißelt ward.*) — Und man las nicht allein diese Briefe, die in vielen tausend Exemplaren verbreitet waren, sondern man war sogar naiv genug, an die Aechtheit derselben zu glauben, so daß der österreichische Hof sich zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt sah, alle diese Briefe seien untergeschoben, der Feldmarschall Daun habe vom Papst nicht eine geweihete Perrücke, sondern einen geweiheten Hut erhalten, und niemals habe die Kaiserin von der Marquise von Pompadour einen auch nur annäherungsweise ähnlichen Brief erhalten.**)

Diese „fliegenden Blätter" wie gesagt, das waren die Waffen, mit welchen der König seine Feinde bekämpfte, wenn die rauhe Jahreszeit es unmöglich machte, ihnen im offenen Felde gegenüber zu stehen. In dem Winterquartier von 1758 entstanden die meisten dieser fliegenden Blätter, und Niemand, außer dem vertrautesten Freunde des Königs, dem Marquis d'Argens, ahnte, wer der Verfasser dieser gehaßten und gefürchteten Satyren sei.

---

*) In diesem Briefe beschwert sich die Marquise, daß die Kaiserin es ihr unmöglich gemacht habe, zu ihr zu eilen, und ihr in Wien die Huldigungen ihrer Liebe und Freundschaft darzubringen, weil Maria Theresia in Wien den Gerichtshof der Tugend eingeführt habe, und dieser schwerlich sie begnadigen könne. Die Marquise beschwört daher die Kaiserin, ihre Strenge fahren zu lassen, diese fürchterlichen Tugendtribunale abzuschaffen und sich der Allgewalt der herrlichen Göttin Venus zu beugen. Alle diese „Briefe und Sendschreiben" finden sich gesammelt in den Supplements zu den Oeuvres posthumes Vol. III. p. 222 — 365.

**) Lebensgeschichte Laudon's von Johann Pezzl, S. 102.

Auch die Feinde des Königs benutzten die Winterruhe zu allerlei Angriffen und Feindseligkeiten. Ihre Spione und Kundschafter vertheilten sich durch ganz Deutschland, unter den verschiedensten Masken und Gestalten wußten sie sich überall, selbst in Berlin in den höchsten gesellschaftlichen Kreisen Eingang zu verschaffen. Mit allen Mitteln der Schmeichelei, der Bestechung, der glänzenden Versprechung wußten sie sich Anhänger und Freunde, und dem Wiener Hofe inmitten der preußischen Hauptstadt Kundschafter und Berichterstatter zu erwerben. Aber sie begnügten sich nicht damit allein, sondern ihre hochfliegenden und kühnen Pläne wollten in dem Innern des Landes selbst sich Bundesgenossen und Streiter werben, und den Krieg auf verrätherische Weise in die Festungen und in die Ringmauern der Städte hineinspielen. Den in den preußischen Festungen befindlichen österreichischen und russischen Gefangenen wußte man heimlich den Plan einer Verschwörung mitzutheilen, welche die preußische Festung Küstrin in den Besitz der Feinde bringen, und den Heeren derselben neue Streitkräfte zuführen sollte. Freilich war die Zahl der in Küstrin gefangenen Russen, welche man nach der Schlacht von Zorndorf dorthin geführt, der Besatzung der Festung fast um die Hälfte überlegen, und wenn es ihnen gelungen wäre, sich der bei Zorndorf eroberten einhundert und drei Kanonen zu bemächtigen, welche auf dem Marktplatz als leuchtende Siegestrophäen aufgestellt waren, so wäre es wohl ein Leichtes gewesen, die preußische Besatzung zu überfallen und zu bewältigen und sich zum Herrn der Festung zu machen. Das war der Plan, welchen man ersonnen hatte, und den man auszuführen im Begriff war. Aber am Tage vor dieser Aus-

führung ward er entdeckt; der preußische Kommandant ließ die Wachen vor den Kasematten, in welchem dreitausend russische Soldaten gefangen lagen, verdoppeln, und die russischen Officiere in Arrest bringen. Der Anführer derselben, Lieutenant von Lüders aus Kurland, ward angeklagt, vom Kriegsgericht verurtheilt und auf Befehl des Königs gerädert. — Aber dieses abschreckende und fürchterliche Beispiel hatte dennoch nicht seine Früchte getragen. Immer neue Versuche wurden gemacht, immer neue Verschwörungen der Gefangenen entdeckt, und wenn die Heere der verbündeten Feinde Preußen von Außen angriffen, so führten die Gefangenen im Innern Preußens einen nicht minder gefährlichen kleinen Guerillakrieg, der um so bedrohlicher war, da er nicht mit offenem Visir und bei Tage, sondern nur in dem Schatten der Nacht und unter dem Schleier der Verschwörung geführt werden konnte.

Nirgends ward dieser kleine Guerillakrieg indeß in größerem Maßstab getrieben, als in Berlin selbst. Hierher hatte der König alle die bei Roßbach gefangenen französischen, alle die bei Leuthen gefangenen österreichischen, und die bei Zorndorf gefangenen höheren russischen Officiere bringen lassen. Sie durften frei umhergehen, die ganze Stadt war ihr Gefängniß, und nur ihr Ehrenwort verflichtete sie, die Ringmauern dieses großen Gefängnisses nicht zu überschreiten. Außerdem beeiferte sich Jedermann, den „armen Gefangenen" ihre Qualen zu erleichtern, und sie durch Feste und gesellige Zerstreuungen die Leiden der Gefangenschaft vergessen zu machen. Die Thüren aller der ersten und besten Häuser waren diesen fremden Herren geöffnet, überall waren sie willkommene Gäste, und selbst am königlichen Hofe

fanden keine Feste und Gesellschaften statt, zu denen sie nicht geladen worden. Denn man gab Feste und Gesellschaften bei Hofe, man verbarg seine trauernden und angstvollen Gesichter unter heiteren Masken, man übertönte seine Seufzer und Klagen mit dem lauten Schall der Tanzmusik, und während in der Ferne vielleicht die Oesterreicher, Russen und Preußen in blutiger Schlacht sich gegenüberstanden, tanzten die Berliner Damen mit den gefangenen österreichischen und russischen Officieren die anmuthigen französischen Tänze, wie sie am feindlichen Hofe zu Versailles jetzt Mode waren. Freilich gab es Traurige und Unglückliche genug in diesem anscheinend so heiteren und lustigen Berlin, aber sie verbargen sich mit ihren Thränen und ihrem Kummer in ihrem stillen Kämmerlein, und ihre gramumdüsterten Gesichter warfen keine düsteren Schatten auf die heiteren und lebensfrohen Gesichter der schönen Damen, welchen der Krieg die Bruder, Geliebten und Gatten entführt, und denen er dafür in den gefangenen Officieren, wenn nicht Stellvertreter, doch eine Zerstreuung gesandt hatte. Zudem ist es unmöglich immer zu trauern, immer zu klagen, immer in klösterlicher Stille zu leben. Man hatte damit angefangen, die Schwüre der Treue, welche man beim Abschied geleistet, halten zu wollen, und Berlin hatte anfangs ganz die Physiognomie einer schönen trauernden Wittwe gehabt, welche nichts mehr wissen will von der Lust des Lebens. Aber allgemach hatte man doch dem Gesetz der Natur, welche das Vergessen lehrt, folgen müssen. Die Thränen waren allmählig versiegt, die Seufzer waren verstummt; man hatte gelernt sich einzurichten mit dem Leben und begierig nach jedem Sonnenstrahl zu haschen,

der diese kalte Oede der Hoffnungslosigkeit ein wenig durchleuchten könnte; man hatte eingesehen, daß man immerhin ganz behaglich leben könne, wenn auch der Krieg da draußen tobe und wüthe, und daß es der schwachen Menschennatur versagt sei, immer in Spannung und Aufregung, immer in der Erwartung großer Dinge, welche da draußen geschehen könnten, zu existiren; das Leben selbst, die Gegenwart selbst machte ihre Anforderungen, und man mußte sich ihnen wohl fügen. Man lernte im Laufe der Jahre wieder scherzen und lachen und heiter sein trotz der draußen tobenden Kriegeswuth, und wie sehr man auch sein Vaterland liebte, und die Siege des Königs mit Jubel, seine Niederlagen mit Trauer aufnahm, so konnte doch die Animosität gegen die Feinde des Vaterlandes nicht so weit gehen, daß man dieselbe auch ausdehnte auf die gefangenen Officiere, die in Berlin ihren gezwungenen Aufenthalt genommen. Man hatte sich so lange bemüht, sie nicht entgelten zu lassen, daß sie Feinde seien, bis man wirklich dahin gekommen war, es zu vergessen, und diese schönen, lebenslustigen und unterhaltenden Herren nicht mehr als Gefangene betrachtete, sondern als Reisende, die freiwillig nach Berlin gekommen waren, und denen man daher mit Freundlichkeit und Zuvorkommenheit die Honneurs der Stadt zu machen habe.*) Uebrigens hatte der König selber befohlen, daß man in Berlin die gefangenen Officiere mit außerordentlicher Höflichkeit aufnehme, und wenn man daselbst bei Hofe Feste gab,

*) Den Kriegsgefangenen, schreibt Sulzer, begegnet man hier, als wenn sie fremde Reisende wären. Sie sind beim schönen Geschlecht außerordentlich wohl gelitten. (Siehe: Briefwechsel der Schweizer Sulzer, Bodmer, Gleim 2c.)

so geschah das auch nur auf den ausdrücklichen Willen des Königs, welcher der Welt beweisen wollte, daß seine Familie durchaus nicht verzagt und kummervoll, sondern heiter und getrosten Muthes sei.

II.

Die drei Officiere.

Es war im Frühling des Jahres 1759. Die Winterruhe war zu Ende, und man erzählte sich, der König sei schon wieder aus seinen Winterquartieren in Breslau aufgebrochen, und ziehe den Feinden wieder muthvoll entgegen. Auch enthielten die Berliner Zeitungen schon wieder die Nachricht von einzelnen Scharmützeln und Gefechten, die hier und dort zwischen den preußischen und den feindlichen Truppen vorgefallen, und in denen, wie es schien, Preußen immer unglücklich gewesen.

Von diesen Neuigkeiten unterhielten sich die drei Officiere, welche da in diesem eleganten Zimmer in einem Hause an der Schloßfreiheit saßen, und auf die Zeitung hinstarrten, welche vor ihnen auf dem Tische lag.

Ich bitte Sie, sagte der Eine von ihnen in französischer Sprache, ich bitte Sie, Monsieur, haben Sie die Güte und übersetzen Sie mir diese Stelle hier. Es ist, glaube ich, von dem Prinzen Heinrich die Rede, aber es ist mir unmöglich, dieses barbarische, deutsche Kauderwelsch zu entziffern.

Er reichte seinem Nachbar zur Rechten das Blatt und deutete mit seinem von Brillantringen strahlenden Finger auf eine Stelle der Zeitung hin.

Da steht allerdings etwas von dem Prinzen Heinrich, erwiederte dieser mit dem eigenthümlichen Accent, welcher den Russen verrieth, und zwar steht da Etwas, was Sie, Monsieur de Belleville, ganz außerordentlich interessiren wird.

Oh, ich bitte, lesen Sie es uns, rief der Franzose ungeduldig, aber sich dann mit einer anmuthigen Verbeugung an den dritten der Herren wendend, welcher gleichgültig und stumm neben ihnen saß, fügte er hinzu: aber es fragt sich zuförderst, ob unser freundlicher Herr Wirth, Monsieur le Comte de Ranuzi, auch Theil daran nimmt und diese Lectüre erlaubt?

Ich nehme an Allem Theil, Messieurs, sagte der italienische Graf nachlässig, und Alles ist mir interessant, was von anderen Dingen handelt, als von diesem langweiligen und öden Berlin.

Vraiment, Sie haben Recht, seufzte der Franzose. Es ist ein langweiliger, steifer Ort. Man ist hier so unerhört tugendhaft und prüde, von so altmodischen Scrupeln und so ganz befangen in kleinlichen Vorurtheilen, daß ich wirklich darüber lachen müßte, wenn ich nicht täglich unter dieser Eintönigkeit und Langeweile zu leiden hätte. Gott, was würde die reizende Gebieterin von Frankreich, was würde die Marquise von Pompadour sagen, wenn sie mich, den heiteren, lebenslustigen Belleville, den sie oft in ihrer scherzhaften Laune mit dem Titel eines Hofnarren beehrt hat, wenn sie mich, sage ich, hier sehen könnte, wie ich mich ganz ernsthaft mit dieser armen Königin von Preußen unterhalte, welche ein ernst-

haftes Gesicht macht, wenn man von der Pucelle d'Orleans spricht, und sich den Anschein giebt, als habe sie Crébillon gar nicht gelesen. Sagen Sie doch, Herr von Giurgenow, geht es an Ihrem Hof zu Petersburg auch so steif und gemessen zu, wie hier an dem preußischen?

Herr von Giurgenow lachte laut auf. Unsere Kaiserin Elisabeth ist ein Engel an Schönheit und Güte, sagte er dann, großmüthig und milde gegen Jedermann, sich selbst stets opfernd, um Anderen Freude zu machen. Im vorigen Jahre gab sie ihrem Leibregiment einen Ball. Sie tanzte mit jedem der Soldaten, und nippte aus jedem Glase, und wenn die von so viel Huld begeisterten Soldaten etwas freie Scherze wagten, so lächelte die gütige Kaiserin dazu, und verzieh es ihnen. Sie tanzte die ganze Nacht hindurch und bezauberte Jedermann durch ihre Leutseligkeit und Grazie, und von diesem Tage an wandte sie ihre Gnade dem glücklchen Rustuschew zu, welcher bis dahin ein armer Unterofficier gewesen, und jetzt ein Fürst und der reichste Herr in ganz Rußland ist.

Oh, es scheint, Ihr Rußland hat etwas Aehnlichkeit mit meinem schönen Frankreich, rief der Herr von Belleville freudig. Aber wie steht es mit Ihnen, Herr Graf Ranuzi. Gleicht der österreichische Kaiserhof dem unsrigen, oder diesem langweiligen preußischen?

Er gleicht nur sich selber, rief der Italiener stolz. Wir haben in Wien einen Gerichtshof der Keuschheit und Tugend, und die Kaiserin Maria Theresia ist die erste Präsidentin desselben.

Diable, rief der Franzose, wie würde es Ihrer russischen Kaiserin und meiner schönen Marquise

ergehen, wenn diese Beide vor dem Tugendgerichtshof ihrer edlen Bundesgenossin erscheinen müßten. Aber, Herr von Giurgenow, Sie vergessen, daß Sie uns Etwas aus dieser Zeitung mittheilen wollten über den Prinzen Heinrich.

Es ist indessen nichts von Belang, sagte der Russe gleichgültig. Der Prinz Heinrich, heißt es da, ist jetzt ganz wieder von seinen Wunden genesen und hat sich im Winterlager zu Dresden mit der Darstellung von französischen Bühnenspielen belustigt. Ja, er selber ist darin als Acteur aufgetreten, und hat in Voltaire's enfant prodigue die Rolle des verschwenderischen Sohnes selbst agirt. Jetzt aber, steht da ferner, ist er ausgezogen, um nach dem heitern Bühnenspiel wieder das ernste Waffenspiel zu versuchen.

Wenn er nur nicht die Rolle verwechselt, rief Herr von Belleville lachend, und das enfant prodigue spielt, wenn er den Helden spielen soll. In welcher Rolle mag er denn größer sein? Wissen Sie's nicht, Herr von Ranuzi?

Dieser zuckte lächelnd die Achseln. Man müßte seine Gemahlin hier darum fragen, sagte er.

Oder den Herrn von Kalkreuth, der seit sieben Monaten schon seiner Wunden wegen hier verweilt, sagte Herr von Giurgenow mit einem lauten Lachen. Uebrigens, Messieurs, ist der Prinz Heinrich in seinem Herzen diesem Krieg sehr abhold und alle seine Sympathien sind auf unserer Seite. Wenn das Geschick des Krieges dem jetzigen König von Preußen das Leben kostete, so würden wir Alle bald Frieden haben, und dieses abscheuliche Berlin, diese todte Sandwüste verlassen können, wo wir jetzt als Kriegsgefangene schmachten müssen.

Aber der Gott des Krieges ist nicht immer ein gefälliger Gott, rief der Franzose düster. Er tödtet nicht alle Mal Diejenigen, welche wir fallen sehen möchten, und die Kugeln gehen oft an ihrem Ziel vorbei.

Freilich, ein Dolch trifft sicherer, bemerkte der Graf Ranuzi vollkommen gleichgültig.

Der Russe warf ihm einen schnellen, lauernden Seitenblick zu. Auch nicht immer, sagte er. Man erzählt ja, daß schon zweimal mit Dolchen bewaffnete Männer in's preußische Lager geschlichen und im Zelte des Königs gefunden worden sind. Ihre Dolche hatten die Brust des Königs so wenig getroffen, wie die Kugeln.

Diejenigen, welche die Dolche trugen, waren Deutsche, sagte Ranuzi kalt, und die verstehen sich nicht auf dieses Handwerk. Man muß das in meinem Vaterland gelernt haben.

Haben Sie's gelernt? fragte Giurgenow scharf.

Ranuzi lachte. Ich habe Alles ein wenig gelernt, und dilettire in Allem, sagte er.

Aber in Ihren Liebschaften sind Sie Meister, rief Herr von Belleville lachend. Man erzählt sich sehr viel von Ihren Liebesintriguen, Monsieur.

Da erzählt man sich Unwahrheiten, sagte der italienische Graf ruhig. Ich liebe gar keine Intriguen, am allerwenigsten aber die Liebesintriguen, während Sie, mein Herr, als ein wahrer Don Juan bekannt sind. Hat man mir nicht gesagt, daß Sie sterblich verliebt sind in das schöne Hoffräulein der Prinzessin Heinrich?

Ah, Sie meinen das schöne Fräulein von Marschall? fragte Herr von Giurgenow lachend. Man hat auch mir davon erzählt, und ich habe den Ge-

schmack des Herrn von Belleville bewundert und ihn beneidet.

Mein Gott, sagte dieser leichthin, die Kleine ist hübsch, das ist wahr, und ich belustige mich ein wenig damit, ihr den Hof zu machen. Wir müssen doch diese guten deutschen kleinen Mädchen auch einmal kennen lehren, was wahre Galanterie ist.

Das ist also der einzige Grund, weshalb Sie dem schönen Fräulein den Hof machen? fragte Giurgenow mit einem lauernden Blick.

Ich versichere Sie, der Einzige, rief Herr von Belleville lachend, indem er aufstand und sich dem Fenster näherte. Aber sehen Sie nur, rief er dann hastig, sehen Sie nur, welch' eine Menschenmasse die Straße anfüllt, und wie die Leute gesticuliren und schreien, als ob ein Unglück geschehen sei.

Die beiden anderen Herren eilten an seine Seite, und die Fenster öffnend blickten sie hinunter auf den Platz, auf dem allerdings eine große Masse Volks sich versammelt hatte. Und immer mehr Leute noch strömten aus den angrenzenden Straßen herbei und sammelten sich auf dem weiten Platze, in dessen Mitte sich auf einer von Steinen rasch zusammengetragenen Erhöhung eine seltsame Gruppe zeigte. Da stand ein hoher, hagerer Mann im schwarzen Talar, mit langen grauen Locken, die von seinem Haupt herniederflossen und wie Schlangen sein bleiches fanatisches Antlitz umringelten. In seiner Rechten hielt er eine Bibel, die er mit erhobener Hand der Volksmenge zeigte, während seine großen, tief in ihren Höhlen liegenden Augen zum Himmel emporgerichtet waren, und seine Lippen leise unverständliche Worte murmelten. Ihm zur Seite stand eine Frau in schwarzer Kleidung, mit aufgelöstem Haar,

das lang über ihren Rücken herniederfloß. Ihr Antlitz war farblos und bleich, wie das einer Leiche, und fest geschlossen, wie bei einer Todten, waren ihre schmalen, blutleeren Lippen. Aber in ihren Augen war noch Leben, aus ihnen flammte eine düstere, wilde, fanatische Gluth, und ihre Blicke, die wie Irrlichter umherflackerten, erfüllten alle Diejenigen, auf welchen sie ruhten, mit einem fröstelnden, unheimlichen Gefühl des Grausens. — Wie sie jetzt ganz zufällig nach dem Fenster emporschaute, an welchem die drei Herren standen, flog der Schatten eines Lächelns über ihr Antlitz hin und sie nickte leise mit dem Kopf. Niemand achtete vielleicht darauf, Niemand sah, daß Herr von Giurgenow diesen Gruß erwiederte, und diesem seltsamen, räthselhaftem Weibe da unten wie im Einverständnisse zulächelte.

Wissen Sie, Messieurs, was dies Alles bedeutet? fragte der französische Officier verwundert.

Das bedeutet, sagte der Russe lachend, daß das Volk da von seinem großen Propheten den Ausgang, oder vielmehr das Ende des Krieges erfahren will. Dieses gute Volk sehnt sich, wie es scheint, nach Ruhe, und möchte wissen, wann es dieselbe erlangen wird. Der Mann da weiß das, denn er ist, wie gesagt, ein großer Phrophet und alle seine Verkündigungen sind wahr geworden.

Und Sie vergessen ganz die Frau zu erwähnen? fragte Ranuzi mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Die Frau ist, glaube ich, eine Kartenschlägerin, welche bei der Prinzessin Amalie viel gilt, sagte Herr von Giurgenow gleichgültig. Aber hören wir doch, was der Prophet eben sagt.

Sie schwiegen und lauschten mit gespannter Auf-

merksamkeit hinunter. Und jetzt erhob sich über der lauschenden Menge die Stimme des Propheten; schmetternd und schallend wie eine Trompete war sie anzuhören, und Niemanden entging ein Wort von dem, was sie sprach.

Brüder, rief der Prophet, warum haltet Ihr mich auf, und was stört Ihr mich in meinem friedlichen Gange? Mich und dieses Weib, welche mit mir diese Nacht in den Sternen gelesen hat, und deren Seele noch traurig ist, gleich der meinen, von dem, was sie gesehen.

Und was habt ihr gesehen? schrie man aus der Menge.

Bleiche, gespensterhafte Schatten, die in blutigen Gewändern einherzogen, klagend und jammernd sich niedersetzten an tausend geöffneten Gräbern, um ein Klagelied zu singen, das hieß: „Krieg! Krieg! Weh' dem Krieg! Er tödtet unsere Männer, er verschlingt unsere Jünglinge. Er macht unsere Frauen zu Wittwen und unsere Mädchen zu Nonnen! Weh' dem Krieg!" — um ein Gebet zu Gott emporzukreischen, das hieß: „Friede! Friede! Schenke uns, o Gott, den Frieden, damit diese offenen Gräber sich schließen, damit wir unsere Wunden heilen und unserer Leiden Ende sehen können!"

Der Prophet faltete die Hände und blickte flehend zum Himmel empor. Aber jetzt erhob das Weib ihre Stimme. Doch der Himmel, sagte sie, verfinsterte sich, als die Geister so beteten und ein blutrother Strom schoß über ihn hin, färbte die Sterne blutig und machte aus dem Mond eine dunkle Blutlache, und jammernde Stimmen riefen aus den Wolken und in der Luft: „Kämpft weiter und sterbt, denn Euer König will es so! Ihm gehört Euer Le-

ben! Ihm gehört Euer Blut!" — Und zwischen diesen blutrothen Bächen tauchten plötzlich riesengroße weiße durchsichtige Gestalten hervor, und an dem Haupt der ersten las ich die Zahl dieses Jahres, die Zahl 1759. Und diese Gestalt öffnete ihre Lippen und sagte: „Krieg bringe ich, Krieg und immer neues Blutvergießen! Euer König fordert das Blut Euerer Söhne, gebt es ihm, er fordert Euer Geld, gebt es ihm, er fordert Euer Leben, gebt es ihm! Denn der König ist der Herr Eueres Leibes und Euerer Seele, und wenn er gebietet, so müßt Ihr gehorchen!"

Das ist fast ein wenig zu sehr russisch gedacht, sagte Herr von Ranuzi halblaut. Es sollte mich wundern, wenn die Polizei nicht diesen Prophezeihungen, welche ein wenig nach Aufregung riechen, ein Ende machen sollte.

Diese Scene ist so unterhaltend, sagte Herr von Giurgenow lebhaft, daß ich sie wohl in der Nähe anschauen möchte. Sie verzeihen daher, Messieurs, wenn ich Sie verlasse und hinuntergehe auf den Platz. Es ist immer interressant, zu hören, was das Volk sagt, und wie es diese Prophezeihungen seiner Propheten aufnimmt. Wir können darnach ermessen, ob wir Aussicht haben, bald Frieden und Freiheit zu erlangen, denn die Stimmung des Volkes ist in der Politik doch immer eine entscheidende.

Er nahm seinen Officiershut und die Herren mit einem Kopfnicken begrüßend, verließ er eilig das Zimmer.

III.

Ranuzi.

Der Graf Ranuzi sah dem Russen mit einem spöttischen Lächeln nach. Wissen Sie, Monsieur de Belleville, wohin er geht? fragte er dann.

Nun, ich denke, auf den Platz da unten, wie er gesagt hat.

Ja, er hat uns aber nicht gesagt, was er da will, indeß ich errathe es. Er will hinunter gehen, um sich der Wahrsagerin zu nähern, und dieser ein Zeichen zu geben, daß sie zu weit gegangen ist in ihrem Eifer, und daß sie leicht dadurch ihr Spiel verrathen könnte.

Ah, Sie meinen also, daß Herr von Giurgenow diese Wahrsagerin kennt?

Ich bin dessen ganz gewiß! Herr von Giurgenow hat diese beiden Charlatans gedungen, damit sie das Volk aufregen und es gegen den Krieg stimmen sollen. Indessen ist das ein ziemlich gewöhnliches, und auch schon ziemlich verbrauchtes Mittel, das namentlich hier in Preußen gar nicht fruchten kann. Denn hier macht das Volk nicht die Politik, sondern der König, und das Volk ist nichts als eine Masse von Unterthanen, welche gehorsam das thut, was sein König befiehlt, selbst wenn sie wissen, daß sie dabei zu Grunde gehen. Herr von Giurgenow hat da weit fehlgegriffen, und er hätte das berechnen können. Wenn Sie, Monsieur, dieses Mittel ergriffen hätten, so wäre das begreiflich gewesen, denn bei Ihnen in Frankreich spielt das Volk eine Rolle mit in der

Politik, und um da die Regierung zu bekämpfen, muß man auf das Volk wirken. Ihnen also hätte man diesen Fehler verzeihen können, Herrn von Giurgenow nicht.

Sie glauben also, daß er hier in Berlin für seine Regierung thätig ist? fragte Herr von Belleville erstaunt.

Graf Ranuzi lachte. Das ist eine sehr feine und diplomatische Bezeichnung seines Thuns, sagte er. Ja, er ist hier für seine Regierung thätig, aber wenn die hiesige Regierung es erfährt, wird sie sagen: er habe seiner Regierung als Spion gedient. Wenn er entdeckt wird, so wird man ihn aufhängen, wenn er unentdeckt und wieder frei wird, so hat er von seiner Regierung Dank und Belohnung zu erwarten. Aber sehen Sie nur, wie richtig ich prophezeiht habe! Da steht Herr von Giurgenow ganz nahe bei der Prophetin, und ich meine bis hierher die Worte zu hören, welche er ihr leise zuflüstert. Sie wird nun wieder anfangen zu prophezeihen, aber in einer minder fanatischen und ausschreitenden Weise. Doch nein, sie wird nicht wieder anfangen, denn sehen Sie nur diese geharnischten Männer, welche sich da so gewaltsam Bahn brechen durch die Menge, und gar nicht auf die Wehklagen Derer, welche sie höchst unsanft bei Seite stoßen, achten. Das sind die Diener der Polizei, und sie werden den Prophezeihungen rasch ein Ende machen. Schon stiebt das Volk nach allen Seiten auseinander. Ah, wie geschickt Herr von Giurgenow da im Gedränge von dannen schlüpft, und gar keinen Blick mehr hat für diese armen Propheten, die er doch zu ihrer Gottbegeisterung inspirirt hatte. Mein Gott, und diese rohen Polizeimänner haben gar keinen Respekt

vor diesen gottbegeisterten Propheten. Sie packen sie mit rauher Gewalt und schleppen sie fort. Die armen Leute werden wenigstens mit vierundzwanzigstündigem Arrest dafür büßen, daß sie prophezeiht haben, denn hier in Preußen sind die Volksaufläufe verboten. Kommen Sie, Monsieur, lassen Sie uns das Fenster schließen, das Schauspiel ist zu Ende; man führt die Propheten auf die Wache!

Und ihre Rolle ist wahrscheinlich für immer zu Ende gespielt, sagte Herr von Belleville lachend, indem er vom Fenster zurücktrat.

Nicht doch, sie werden sie morgen wieder aufnehmen, denn diese Propheten haben hier hohe und mächtige Beschützer, und man wird es nicht wagen sie länger festzuhalten, da Prinzessin Amalie nach ihrer Kartenschlägerin Verlangen tragen könnte.

Vraiment, Monsieur le Comte, rief der Franzose verwundert, Sie wissen außerordentlich genau Bescheid mit den Intriguen, welche hier gespielt werden.

Ich beobachte viel, sagte Herr von Ranuzi mit einem feinen Lächeln, und da ich viel schweige, so höre ich viel, und habe desto mehr Zeit zu beobachten.

Nun, ich rathe Ihnen nicht, auch mir die Ehre Ihrer Beobachtungen zu Theil werden zu lassen, rief Herr von Belleville lachend. Denn meine Existenz bietet durchaus keine Gelegenheit dazu dar. Ich lebe, esse, schlafe, schwatze, liebele, und suche mich so gut es hier gehen will, zu amüsiren. Zuweilen atrappire ich mich sogar darauf, daß ich bete, und Gott ganz weinerlich um Frieden anflehe, und zwar nicht aus politischen Rücksichten, sondern nur in dem egoistischen Gedanken, von hier erlöst zu werden.

Sie sehen also, ich bin ein ganz harmloses, unschuldiges bon enfant, das sich nicht um die Politik bekümmert.

Nein, sagte Ranuzi mit einem feinen Lächeln, Sie lieben Fräulein von Marschall durchaus nicht aus politischen Gründen, sondern allein wegen ihrer Schönheit, ihrer Anmuth und Lieblichkeit. Das ist das Resultat meiner Beobachtungen.

Ah, Sie haben mich also doch auch beobachtet, rief Herr von Belleville erröthend.

Ich sagte Ihnen schon, ich beobachte immer. Es ist das hier meine einzige Zerstreuung und Erheiterung, und ich wüßte in der That nicht, was ich hier mit meiner Zeit anfangen sollte, wenn ich sie nicht auf diese Weise todt zu schlagen verstände.

Nun, Sie bedienen sich dazu doch auch noch einiger anderer Mittel, sagte der Franzose leichthin. Die Liebe ist für Sie doch auch ein angenehmer Zeitvertreib, und Sie wissen ihn wohl zu benutzen.

Ah, es scheint, Sie beobachten auch, rief Herr von Ranuzi mit einem ironischen Lachen. Nun ja denn, die Liebe ist ein süßer Zeitvertreib, und vielleicht, wenn ich mich ihren Träumen erst ganz und gar hingebe, werde ich aufhören zu beobachten. Aber wie, Herr von Belleville, Sie nehmen Ihren Hut; Sie wollen mich also auch schon verlassen?

Ich muß. Denn über unserem angenehmen Geplauder hätte ich fast vergessen, daß ich dem Fräulein von Marschall versprochen habe, heute mit ihr spazieren zu reiten. Und Sie wissen wohl, man muß den Damen immer Wort halten, wenigstens so lange man noch nicht Beweise hat, von ihnen geliebt zu werden.

Er reichte dem Grafen lachend die Hand dar und verließ dann, eine französische Chanson leise vor sich hinsummend, das Zimmer.

Herr von Ranuzi sah ihm mit einem langen, finsteren Blick nach. Armseliger Narr, murmelte er dann, glaubt ein so feines Spiel zu spielen, daß er selbst mich damit zu täuschen vermöchte. Aber diese Maske des Leichtsinns und der Flatterhaftigkeit, welche er über sein Gesicht gelegt hat, ist doch dünn und durchsichtig genug, daß ich sehr wohl dahinter sein wahres Antlitz erkennen kann. Es ist das Antlitz eines ziemlich schlau berechnenden Intriguanten. Oh, oh, ich kenne sein Spiel auswendig, ich verstehe jede Zuckung seines Herzens, und weiß sehr wohl, was es mit seiner Liebe zu der schönen Marschall zu sagen hat. Sie ist die Ehrendame der Prinzessin Heinrich, — das ist das Geheimniß dieser Liebe. Sie ist außerdem die Vertraute der Prinzessin Heinrich, und da diese jede Woche von ihrem zärtlichen Gemahl aus dem Feldlager Briefe erhält, lange, zutrauliche Briefe, so kennt Fräulein von Marschall natürlich den Inhalt derselben. Gewiß spricht der Prinz aber in diesen Briefen neben seiner Zärtlichkeit auch ein wenig von seinen und seines Bruders Schlachtplänen, und Fräulein von Marschall kennt diese daher. Wenn also Herr von Belleville im Stande wäre, sich ihre Liebe und ihr Vertrauen zu erobern, so würde er ohne alle Frage auf diesem Wege immer ziemlich genaue Kunde von dem erhalten, was im Feldlager vorgeht und im Rath des Königs beschlossen wird, und somit hätte er allerdings ziemlich wichtige Depeschen an seine Marquise von Pompadour abzusenden, Depeschen, welche man ihm eines Tages sehr dankbar mit Ehrenstellen und Reichthümern lohnen

würde. — Das ist der ganze Plan des Franzosen. Ich durchschaue ihn sowohl als den des Russen Giurgenow. Sie sind Beide von ihrer Regierung bezahlte Subjecte, Spione und Kundschafter, weiter nichts. Man wird sie bezahlen, oder sie aufhängen, je nachdem der Zufall ihnen günstig ist oder nicht.

Er schwieg und ging hastig im Zimmer auf und ab. Auf seiner hohen, bleichen Stirn standen düstere Gedanken, und wie Blitze des Zorns flammte es in seinen Augen auf.

Und ich, sagte er nach einer langen Pause, bin ich denn etwas Anderes als diese beiden. Wird man mich nicht auch eines Tages einen erkauften Spion, einen elenden Kundschafter nennen, und meinen Namen brandmarken mit diesem Titel? Nein, nein, hinweg mit diesem finsteren Gespenst, das sich wie eine schwarze Wolke zwischen mir und meinem Ziel aufstellen will. Mein Ziel ist der Himmel, und was ich thue, ich thue es im Namen der Kirche, im Dienste dieser großen göttlichen Kirche, deren Knecht und Priester ich bin. Nein, man wird mich nicht einen Spion nennen, man wird meinen Namen nicht brandmarken, denn Gott wird meine Thaten segnen, wie der heilige Vater zu Rom sie gesegnet hat, und ich werde mein Ziel erreichen!

Er sah schön aus, mit diesem strahlenden, begeisterungsvollen Ausdruck, welcher sein edles, charactervolles Antlitz durchleuchtete und verklärte, schön wie der Engel der Finsterniß, wenn ein Strahl des göttlichen Lichtes ihn trifft.

Es ist ein erhabenes, ein großes Ziel, welches ich mir gesteckt habe, fuhr er nach einiger Zeit fort, und welches die heiligen Väter mir anvertraut haben! Ich muß und werde es erreichen zur Ehre Gottes

und der heiligen Jungfrau. Dieser gotteslästerliche Krieg muß enden, und gedemüthigt und klein muß dieser ketzerische und freigeistige König von dem Schauplatz zurücktreten, den er mit so viel prahlerischer Großsprecherei betreten hat. Schlesien muß den Händen dieses ruchlosen Räubers wieder entrissen werden, und der Krone Ihrer apostolischen Majestät von Oesterreich wieder einverleibt werden. Die heilige Kirche darf keine ihrer Provinzen verlieren, und Schlesien müßte verloren gehen, wenn es in den Händen dieses gottesleugnerischen Königs bleibt. Und dann, er muß gestraft werden für diesen Uebermuth und Hohn, mit dem er es gewagt hat, dem heiligen Vater zu Rom gegenüber zu treten. Die Beleidigungen, welche er der Königin von Polen zugefügt, müssen gerächt werden, und nicht eher wollen wir ruhen, bis wir ihn zerbrochen und gedemüthigt um schmachvollen Frieden so betteln sehen, wie einst Heinrich der Vierte zu Canossa im Büßergewand um Gnade flehete. Aber wo sind die Mittel so große Zwecke zu erreichen, wo?

Er ging wieder hastig und schweigend auf und ab, das Haupt zurückgelehnt, den trotzigen kalten Blick aufwärts gerichtet.

Ihn zu tödten? fragte er plötzlich, als antworte er den Stimmen, welche da in seinem Innern flüsterten. Das wäre ein elendes und schwächliches Mittel, und es würde uns nicht zum Ziel führen, es würde ihn nicht demüthigen, sondern seinen Lorbeern noch die Märtyrerkrone hinzufügen. Oder mindestens ist jetzt nicht die Zeit dazu. Wenn er aber gedemüthigt ist, wenn wir dieser Schlacht von Hochkirch neue Siege über ihn hinzugefügt haben, wenn wir ihm Schlesien genommen, und Sachsen

gerächt haben, dann mag es geschehen! Dann werden wir eine sichere Hand suchen, welche einen Dolch zu führen versteht, und dann werden wir sie finden! Bis dahin Schweigen und Vorsicht! Bis dahin muß dieser Kampf fortgesetzt werden mit allen Waffen, welche Klugheit und List uns in die Hände spielen. Oh, und ich meine doch, daß meine Waffen scharf und gut sind, und wohl im Stande einen tüchtigen Stoß zu führen. Und sie sind dabei so unscheinbar, fuhr er lachend fort, eine verschmitzte Kartenschlägerin, eine verliebte Närrin, eine vornehme Coquette, und ein armer Gefangener, das sind meine Waffen, und mit diesen will ich es versuchen, gegen den Mann zu kämpfen, den seine Schmeichler den Heldenkönig von Preußen nennen!

Er lachte laut auf, aber es war ein grimmiges, drohendes Lachen, das ihn selber erschreckte. Hinunter, hinunter, Ihr bösen Geister, sagte er, drängt Euch nicht so keck auf meine Lippen, welche jetzt nur sanfte Worte und zärtliche Seufzer kennen dürfen. Schweigt, Ihr Dämonen, kriecht zurück in mein Herz, und da, in einen Winkel zusammengekauert, mögt Ihr zuhören und prüfen, ob ich meine Rolle gut spiele. Es ist Zeit! Es ist Zeit! Ich muß einmal wieder meine Waffen prüfen, ob sie noch gut sind.

Er trat zum Spiegel und betrachtete aufmerksam sein eigenes Antlitz, und prüfte seine Augen und seine Lippen, ob sie nichts verriethen von dem, was in seiner Seele vorging, und legte sein schwarzes, glänzendes Haar in sanften Wellenlinien über seine hohe bleiche Stirn. Dann klingelte er seinem Bedienten, und ließ sich von ihm seine österreichische Hauptmanns-Uniform anlegen und den Degen um-

schnallen, denn die allzugroße Güte des preußischen Königs hatte den gefangenen Officieren, welche er nach Berlin gesandt, das Tragen ihres Degens gestattet, und ihnen nur das Ehrenwort abgenommen, sich desselben in diesem Kriege nicht ferner bedienen zu wollen. Nachdem der Graf Ranuzi, der gefangene österreichische Hauptmann, seine Toilette beendet hatte, nahm er seinen Federhut und ging hinunter auf die Straße.

Sein Antlitz hatte jetzt einen sorglosen, gleichgültigen Ausdruck angenommen; mit freundlichem Lächeln grüßte er die Bekannten, welche ihm begegneten und denen er vorüberschreitend einige freundliche Worte, einen harmlosen Scherz zurief.

So gelangte er endlich bis zu jenem kleinen, unscheinbaren Häuschen in der Friedrichsstraße, welches diesmal das Ziel seiner Wanderung sein sollte. Langsam öffnete er die nur angelehnte Hausthür und trat in den Hausflur ein. Aber jetzt öffnete sich hastig eine Seitenthür und eine Dame mit ausgebreiteten Armen stürzte auf den Grafen zu.

Oh, mein Engel, sagte sie in dieser sanften italienischen Sprache, welche so sehr geeignet ist, die Seufzer der Liebe in Worte zu kleiden, mein Engel, bist Du endlich da! Vom Fenster aus sah ich Dein schönes, edles Angesicht, und da schien es mir, als durchleuchte es mein Gemach wie ein Sonnenglanz, und mein Herz ward wiederum warm und glühend.

Ranuzi erwiederte nichts auf diese glühenden Worte, er ließ sich schweigend von der Dame in das Zimmer ziehen, und erst dann beantwortete er ihre heißen Liebesversicherungen mit einigen freundlichen, kühlen Worten.

Du bist also heute allein zu Hause, Marietta, sagte er, und Dein Mann wird uns nicht stören?

Mein Mann? rief sie vorwurfsvoll. Tagliazuchi ist nicht mehr mein Mann, seit Du da bist. Ich kenne ihn nicht mehr, ich weiß nichts mehr von ihm, und es ist mir ganz gleichgültig, ob er das weiß und meine Liebe erräth!

Oh, Weiber, Weiber, sagte Ranuzi lächelnd, wie gefährlich ist es doch, mit Euch sich einzulassen. Wenn Ihr liebt, seid Ihr wie die Anakonda, deren giftigen Biß man nur dann nicht zu fürchten hat, wenn sie gesättigt ist und kein Verlangen trägt nach neuer Nahrung, und wenn Ihr aufgehört habt zu lieben, gleicht Ihr der Tigerin, welche aus dem Schlaf erwacht, um Denjenigen zu erwürgen, der sie im Schlaf gestört hat. Komm', meine Anakonda, komm', und da Du jetzt satt bist, laß uns ein wenig plaudern und träumen.

Er zog sie mit zärtlichem Gekose zum Divan hin und setzte sich. Aber sie nahm nicht neben ihm Platz, sondern ließ sich sanft zu seinen Füßen niedergleiten.

Laß mich so, sagte sie, laß mich zu Deinen Füßen liegen, Dich anbeten und in Deinem Antlitz die Geschichte dieser fürchterlichen drei Tage lesen, in denen ich Dich nicht gesehen! Wo warst Du denn, Carlo, und weshalb vergaßest Du mich?

Ah, rief er lachend, meine Anakonda beginnt schon sich zu regen und Hunger nach meinem Herzblut zu fühlen. Wie lange, und sie wird bereit sein, mich zu verschlingen oder zu ermorden.

Nenne mich nicht Deine Anakonda, sagte sie mit leisem Kopfschütteln, denn Du sagst, nur wenn wir satt sind in Liebe, gleichen wir Frauen der ruhenden

Anakonda. Ich aber, mein Carlo, ich werde niemals satt. Wenn ich Dich ansehe, so dürstet mich nach Deinen Blicken, Deinem Lächeln, Deinen Küssen, und meine Seele hungert nach Deinen Worten, Deinen Liebesbetheuerungen. Und ist's nicht so gewesen mein ganzes Leben lang? Habe ich Dich nicht geliebt, Carlo, so lange ich denken und empfinden kann? Oh, erinnere Dich doch ein wenig unserer schönen Jugendzeit, Carlo, dieser Tage voll Sonnenschein, Blumenduft, und Kinderunschuld. Weißt Du noch, wie wir da oft Hand in Hand durch die Campagna dahinstreiften, plaudernd von Gott, den Sternen, den Engeln und den Blumen, träumend von einer Zeit, in welcher die Engel und die Sterne vom Himmel herniederflattern sollten in unsere Herzen, um uns die Welt zu einem Paradiese umzuschaffen?

Aber es war ein bitteres Erwachen aus unseren Träumen, sagte Ranuzi gedankenvoll. Mein Vater schickte mich in's Jesuiter-Collegium und Deine Mutter Dich in das Kloster, um Dich bei den Nonnen zur Sängerin auszubilden. Wir sollten Beide Carrière machen, Marietta, Du auf den Brettern und ich im Beichtstuhl. Wir waren ja Beide armer Leute Kind, und so wäre uns die Welt für immer verschlossen gewesen, wenn wir nicht Beide die einzige Straße einschlugen, welche uns in dieselbe hineinführte, die Straße, welche durch die Kirche und über die Bühne führt. Hinter Beiden lag für uns die Welt, und unsere klugen Verwandten wußten das!

Und sie trennten uns, seufzte Marietta, sie zerdrückten die ersten, keuschen Flammen unserer Herzen und machten aus uns die Rechenexempel ihrer Habgier. Ach, Carlo, Du weißt nicht, wie viel ich um Dich geweint und gelitten habe, denn obwohl

ich damals erst zwölf Jahre zählte, liebte ich Dich doch schon mit der ganzen Kraft eines Weibes und sehnte mich nach Dir, wie nach dem verlorenen Paradiese. Die Nonnen lehrten mich singen, und wenn meine Stimme schmetternd durch die Hallen der Kirche erschallte, so ahnte wohl Niemand, daß nicht Gott, sondern nur Dein Bild in meinem Herzen war, und ich Dich pries mit meinen Lobgesängen und meiner frommen Liebesinbrunst. Da ich wußte, daß wir auf immer getrennt waren und niemals einander angehören konnten, so bat ich immer nur Gott, der Zeit Flügel zu leihen, damit wir Beide selbstständig und frei würden, ich eine Sängerin, Du ein geweiheter Priester, dem es Niemand verwehren konnte, zu mir zu kommen und mein Beichtvater zu sein, da er nicht mein Gatte hatte sein dürfen.

Ranuzi lachte laut auf. Mir scheint, sagte er, dieses so fromme Gebet hatte indeß seinen etwas gefährlichen Nebengedanken, und ich glaube kaum, daß wir uns immer erinnert haben würden, daß ich Dein frommer Beichtvater sei. Aber das Schicksal wollte uns vor solcher zweideutigen Gefahr bewahren. Die frommen Väter machten die Entdeckung, daß ich zum Priester zu wenig Beredtsamkeit habe, aber vielleicht desto besser geeignet sei, der heiligen Kirche auf dem Schlachtfeld zu dienen. Sie verschafften mir daher, als ich erwachsen und gelehrt genug war, eine Stelle als Officier bei der Leibgarde des Papstes, und ließen mich das schwarze Ordenskleid mit dem goldgestickten Waffenrock vertauschen.

Und Du vergaßest mich, sagte Marietta vorwurfsvoll. Du ließest mich nicht einmal wissen, wo Du seiest, und erst nach fünf Jahren, als ich in

Florenz als Sängerin angestellt war, erfuhr ich, was aus Dir geworden sei. Ich liebte Dich noch immer, aber was hätte es mir geholfen, es Dir zu sagen? Wir waren einander so fern und die Armuth trennte uns noch immer. Ich mußte erst reich werden, Du erst Carrière machen, dann erst durften wir daran denken, uns wieder einander anzugehören! Ich schwieg also und wartete.

Du wartetest und schwiegst so lange, bis Du mich vergaßest, rief Ranuzi, indem er nachlässig eine ihrer langen schwarzen Locken durch seine Finger gleiten ließ. Und als Du mich vergessen hattest, da fandest Du, daß Signor Tagliazuchi ein ziemlich hübscher Mann sei, den man wohl lieben könnte.

Tagliazuchi verstand es meiner Eitelkeit zu schmeicheln, sagte sie düster. Er schrieb zu meinem Ruhm schöne und gluthvolle Gedichte, die ganz Florenz, ja ganz Italien las, denn er ließ sie in der Zeitung von Florenz drucken und schrieb dort auch über meinen Gesang und mein Spiel. Als er mir seine Liebe gestand und mir seine Hand anbot, dachte ich, wenn ich ihn ausschlüge, würde er mich mit seinem Haß verfolgen, und Italien, welches jetzt seine begeisterten Hymnen auf mich las, würde dann auch die Spottgedichte und Anklagen auf mich lesen, und Tagliazuchi würde mich dann eben so sehr tadeln, wie er mich jetzt lobte. Ich war zu ehrgeizig, um das ertragen zu können, und hatte nicht den Muth mich ihm zu verweigern. So ward ich seine Gattin, aber indem ich es ward, verabscheute ich ihn, und schwur mir es ihn büßen zu lassen, daß er mich gezwungen, sein Weib zu werden.

Dieser Zwang bestand indeß nur in den Lobgedichten und Kritiken, die er auf Dich gemacht hatte, rief Ranuzi leicht hin.

Ich habe meinen Schwur gehalten, fuhr Marietta fort, ich habe es ihn büßen lassen, was er an mir gethan, und ich denke, oft, wenn er später gezwungen war, auf mich eines seiner schwungvollen Lobgedichte zu machen, hat er mich dabei in seinem Herzen verwünscht und er würde mich nimmer wieder besungen haben, wenn nicht mein Ruhm für ihn eine Geldquelle gewesen wäre, die man nicht erschöpfen noch verstopfen durfte. Aber meine Stimme war den vielen Anstrengungen nicht gewachsen, sie fing an sich leise zu umschleiern, und so mußte ich es fast noch für ein Glück betrachten, daß mir der Graf Algarotti den Antrag machte, als zweite Sängerin nach Berlin zu gehen, und ich mußte das um so mehr, als der Graf gleichzeitig Tagliazuchi die Stelle eines Operndichters bei der Berliner Oper antrug. So verließ ich mein schönes Italien, so verließ ich Dich, um in dem kalten Norden Geld zu verdienen. Und jetzt bereue ich es nicht mehr, daß ich es that, denn hier sollte ich Dich wiederfinden, Dich, den Geliebten meiner Jugend, Dich, meine Jugend selber. Oh, mein Gott, nimmer werde ich den Tag vergessen, wo ich Dich vorübergehen sah. Ich erkannte Dich, trotz der Uniform, und trotz der vielen Jahre, in denen ich Dich nicht gesehen, ich erkannte Dich, und es waren nicht meine Lippen, nein es war mein Herz, welches diesen lauten Schrei ausstieß, der machte, daß Du emporblicktest und zu mir hinsahst. Und nun erkanntest auch Du mich, und strecktest die Hände zu mir empor, und ich wäre aus dem Fenster gesprungen, um in Deine Arme zu eilen, hätte mich Tagliazuchi nicht zurückgehalten. Ich aber schrie: Es ist Ranuzi! Es ist Carlo! Ich muß zu ihm hin! — Da öffnete sich die Thür, da tratest Du herein, ich sah Dich an,

ich hörte Deine Stimme, und niemals ist ein Menschengeschöpf seliger in Ohnmacht gefallen, als ich es in jenem Moment that.

Und Tagliazuchi stand dabei und lächelte, sagte Ranuzi lachend. Es war auch wirklich eine recht hübsche Scene für einen Operndichter, und das mochte er wohl denken und sie gleich aufzeichnen wollen, denn er ging hinaus und ließ uns allein, und Du erwachtest in meinen Armen.

Und seitdem erwache ich immer nur, wenn ich in Deinen Armen ruhe, rief Marietta leidenschaftlich. Wenn Du nicht bei mir bist, schlafe ich, Du bist die Sonne, welche mich weckt, und wenn Du fortgehst, wird es Nacht, finstere Nacht um mich, und traurige und finstere Gedanken beschleichen mich dann.

Was für Gedanken, Marietta? fragte er, seine Hand sanft unter ihr Kinn legend und ihr Haupt leise emporrichtend.

Sie sah zu ihm empor mit einem seltsamen, träumerischen Lächeln, aber sie schwieg.

Nun, was für Gedanken hast Du, wenn ich nicht bei Dir bin? wiederholte Ranuzi seine Frage.

Ich denke daran, daß ein Tag kommen könnte, an welchem Du aufhören könntest, mich zu lieben.

Und Du denkst, daß Du Dich dann bei Tagliazuchi zu trösten suchen wirst? fragte Ranuzi lachend.

Nein, sagte sie langsam, ich denke, oder vielmehr ich fürchte, daß ich mich dann rächen, an Dir rächen würde für Deine Untreue.

Oh, meine Tigerin droht, rief Ranuzi. Nun, Marietta, Du weißt wohl, daß ich niemals aufhören werde, Dich zu lieben. Aber doch wird ein Tag kommen, an dem wir uns trennen müssen.

Sie sprang mit einem wilden Schrei empor und

schloß ihn stürmisch in ihre Arme. Nein, rief sie glühend und zitternd, nein, Niemand soll es wagen, Dich mir zu entreißen. Wir werden uns niemals wieder trennen!

Du meinst also, daß ich nicht bloß Dein Gefangener auf Lebenszeit sein soll, sondern auch der Gefangene des Königs von Preußen? fragte Ranuzi, indem er sie sanft an sich zog.

Nein, Du sollst frei sein, frei, aber ich will es mit Dir sein, Carlo. Wohin Du gehst, da gehe ich auch hin. Wenn Du Berlin verlässest, gehe ich mit Dir, und Nichts soll im Stande sein mich hier zu halten und zu binden. Tagliazuchi wird mich nicht zurückholen, vorausgesetzt, daß ich ihm mein kleines Vermögen lasse; und ich werde das thun, ich werde nichts mit mir nehmen; arm und ohne Hab' und Gut werde ich Dir folgen, und nichts verlangen, und nichts fordern, als bei Dir zu sein.

Sie preßte ihn fest in ihre Arme, und so groß war ihre Aufregung, daß sie gar nicht diese finstere Wolke sah, welche seine Stirn überflog, als sie so sprach. Auch verschwand diese schnell genug wieder, und seine Züge nahmen wieder ihren glänzenden und leuchtenden Ausdruck an.

So soll es sein, Marietta, sagte er. Die Freiheit soll uns auf ewig vereinen, und nur der Tod kann uns alsdann wieder trennen!

Aber wann wird diese große, diese göttlich schöne Zeit kommen? Wann wird dieser gesegnete Tag aufleuchten, wo ich Dich in meine Arme nehmen und zu Dir sagen kann: Komm', Marietta, komm'! Die Welt gehört uns und unserer Liebe! Laß' uns ausziehen, unser Glück zu genießen! Oh, meine Geliebte, wenn Du mich wahrhaft liebst, so hilf mir,

dem Schicksal diesen glücklichen Tag abringen. Stehe mir bei mit Deiner Liebe, damit ich frei werde.

Sage, was ich thun kann, und ich werde es thun, rief sie entschlossen. Es giebt nichts, was ich nicht für Dich wagen und unternehmen könnte.

Er nahm ihr Gesicht in seine beiden Hände, und sah ihr lange und lächelnd in das erglühte Angesicht. Ist das gewiß? fragte er.

Es ist gewiß, Carlo! Sage mir, was ich thun, soll und ich thu's!

Und wenn es gefahrvoll wäre, Marietta!

Ich kenne nur eine Gefahr!

Und diese ist?

Deine Liebe zu verlieren, Carlo.

Dann giebt's für Dich keine Gefahr.

Sprich, sprich, Carlo, worin kann ich Dir beistehen. Womit kann ich Dir helfen, Deine Freiheit zu erlangen! Ranuzi warf einen schnellen, forschenden Blick im Zimmer umher, als wolle er sich überzeugen, daß sie wirklich allein seien. Dann neigte er sich dichter an ihr Ohr. Höre also, flüsterte er. Ich kann nur frei werden, wenn der König von Preußen für immer unterdrückt und besiegt wird, und nur wenn ich dazu nach meinen Kräften das Meinige beigetragen habe, darf ich hoffen, daß ich nicht bloß frei, sondern auch zu Ehrenstellen befördert werde. Dieser König von Preußen ist mein Feind, denn er ist ein Feind der Kirche, ein Feind meiner Herrin, der Kaiserin von Oesterreich, der ich den Eid der Treue geleistet. Seine Feinde muß man suchen mit allen Waffen zu bezwingen, auch mit denen der List. Willst Du mir darin beistehen?

Ich will es.

So beobachte, höre und forsche überall. Und

Alles, was Du hörst und erfährst, das hinterbringe mir. Gieb Dir den Anschein, als seist Du eine glühende Anhängerin des preußischen Königs, man wird Dir dann um so mehr vertrauen, und Du wirst um so leichter erfahren, was vorgeht. Zeige Dich liebevoll und mittheilend gegen deinen Mann, denn er ist ein wirklicher Anhänger des Königs, und er verkehrt viel mit bedeutenden Personen, und ist am Hofe wohlgelitten. Er erfährt daher sehr viel, und er wird es Dir mittheilen, wenn Du Dir den Anschein giebst, als ob Du seine Gesinnungen theilst. Wenn Du zu den Concerten des Königs an den Hof kommst, so betrachte Alles, jedes Lächeln, jeden Blick, jedes unbekannte Wort, und berichte mir Alles was Du hörst und siehst? Verstehst Du mich, Marietta, und willst Du das thun?

Ich verstehe Dich, Carlo, und ich will es thun. Und weiter hast Du mir nichts zu sagen? Dies ist das Einzige, worin ich Dir helfen kann?

Nein, Marietta, es giebt noch etwas Anderes, aber es ist schwieriger und gefahrvoller.

Um so besser alsdann, Carlo, denn es wird mehr dazu dienen, Dir meine Liebe zu beweisen. Sprich!

Es ist den gefangenen Officieren untersagt, versiegelte Briefe von hier aus an ihre Verwandte oder Freunde zu schicken. Alle unsere Briefe müssen offen sein, und wenn nur ein Wort von politischen Dingen darin steht, werden sie cassirt. Aber alle anderen Privatpersonen haben das Recht, überall hin zu schreiben, und zwar versiegelte Briefe zu schreiben, und Niemand denkt daran, sie zu lesen, und unerbrochen befördert die Post solche Briefe an ihren Bestimmungsort. Hast Du nicht auch Verwandte, denen Du schreibst?

Ich habe Verwandte und Freunde, mit denen ich correspondire, Carlo, und von jetzt an werden auch Deine Freunde die meinen werden, und ich will mit ihnen correspondiren.

Wie sie mit einem schelmischen Lächeln so sprach, leuchtete ein Strahl der Freude in Ranuzi's Augen auf, und er drückte Marietta zärtlich in seine Arme.

Du hast mich verstanden, meine Geliebte, sagte er. Oh, Dein Geist ist ebenso scharf, als Dein Herz edel ist. Aber bedenke wohl, was Du thun willst, und welche Gefahren Dich bedrohen. Denn ich sage Dir, Marietta, es handelt sich hier nicht um gewöhnliche Freundschaftsbriefe, sondern um ernste, wichtige Angelegenheiten.

Sie neigte sich dichter an sein Ohr und flüsterte: Alles, was Du hier erforschest, Alles was Du durch mich erfährst, und was Du hier erspähest, das wirst Du diesen Briefen anvertrauen. Du wirst ferner in denselben Verabredungen treffen mit deinen Freunden, Pläne entwerfen und vielleicht Verschwörungen machen. Und ich werde diese Briefe adressiren und auf die Post geben, und Niemand wird ihnen mißtrauen, denn meine Briefe werden an irgend eine meiner Freundinnen in Wien, oder wohin Du sonst willst, gerichtet sein. Habe ich Dich verstanden, und ist es so recht, Carlo?

Diesmal drückte sie Ranuzi mit wirklichem, ungekünsteltem Entzücken in seine Arme, und die Worte zärtlicher Dankbarkeit, welche er jetzt zu ihr sprach, entbehrten in diesem Moment nicht ganz der Wahrheit und Aufrichtigkeit.

Marietta lag lächelnd vor Glück und stolzer Seligkeit in seinen Armen, und lauschte mit strahlenden Blicken seinen heißen Liebesversicherungen.

Als Ranuzi aber dann, nach langem, süßen Beisammensein, aufbrach und ihr Lebewohl sagte, hielt sie ihn zurück. Ihre beiden Hände auf seine Schultern legend, schaute sie ihm mit einem seltsamen Ausdruck halb lächelnd und halb drohend in's Gesicht.

Noch ein letztes Wort, Carlo, sagte sie. Ich liebe Dich grenzenlos. Um Dir meine Liebe zu beweisen, werde ich jetzt zur Verrätherin werden an diesem König, welcher mir stets ein gütiger Herr gewesen, dessen Brot ich esse, und der mich erhält und ernährt. Um Dir meine Liebe zu beweisen, werde ich zur Spionin und Kundschafterin. Die Menschen sagen, das sei ein ehrloses Handwerk, aber ich fühle mich stolz und glücklich, es für Dich übernehmen zu können, und nicht für alle Schätze und Reichthümer der Welt würde ich Dich verrathen. Aber, Carlo, wenn Du einst aufhören könntest, mich zu lieben, wenn Du mich täuschen, mir untreu werden und mich verrathen könntest, dann, so wahr mir Gott helfe, dann verrathe ich Dich und mich! —

Und ich glaube wahrhaftig, sie wär's im Stande, murmelte Ranuzi, als er Marietta verlassen und die Straße erreicht hatte. Sie ist ein gefährliches Weib, und hat in ihrer Liebe, wie in ihrem Haß wirklich etwas von einer Tigerin an sich. Ich werde also mit ihr sehr auf meiner Hut sein müssen, und wenn sie wüthend wird, ihr entweder die Zähne ausreißen, daß sie nicht beißen kann, oder vor ihrem wüthenden Anspringen entfliehen. Doch, das ist noch lange hin. Die Hauptsache ist, daß ich mir den Weg zu einer Correspondenz nach Wien eröffnet habe, und daß das für meine Pläne ein ungeheurer

Fortschritt ist, für welchen ich meiner zärtlichen Marietta wohl mit einigen Liebkosungen dankbar sein muß!

IV.

Luise du Troussel.

Madame du Troussel ging unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Sie horchte auf jeden Glockenschlag, und jedes Geräusch machte sie erbeben. Er kommt nicht, er kommt nicht, murmelte sie leise vor sich hin. Er hat also meine gestrigen Spöttereien für Ernst gehalten und ist wirklich empfindlich geworden. Oh, ich werde also schon alt! Ich besitze nicht mehr die Kraft, die Männer an mich zu fesseln. Mein Gott, ist es denn wirklich wahr, bin ich schon alt und häßlich? Nein, nein, ich bin kaum vierunddreißig Jahre, das ist für eine verheirathete Frau immerhin noch kein Alter, und was die Häßlichkeit anbetrifft, so —

Sie unterbrach sich selbst und eilte hastig zum Spiegel hin, um lange und mit prüfenden Blicken ihr Antlitz zu betrachten. Ja, sie mußte es sich gestehen, ihre Schönheit war im Verblühen, mehr im Verblühen, als es ihrem Alter nach nothwendig gewesen. Schon zeigte sich um ihren Mund dieser welke verrätherische Zug, mit welchem das Alter die entschwindenden Jahre in unser Antlitz kerbt, schon begann ihre Stirn sich mit leisen Linien zu marki-

ren, und in ihrem Haar glänzte es hier und dort wie ein Silberfaden.

Madame du Troussel seufzte. Man hat mich zu früh verheirathet, sagte sie, und zudem war ich unglücklich verheirathet. Und dann bin ich mit achtzehn Jahren schon Mutter gewesen. Das Alles macht alt, und es sind nicht die Jahre, sondern die Stürme des Lebens, welche diese fürchterlichen Linien durch mein Antlitz gezogen. Und dann, wie soll man noch Interesse für mich haben können, wenn man neben mir eine fast erwachsene Tochter sieht. Ah, es ist wirklich empörend, noch nicht vierunddreißig Jahre alt zu sein und neben sich eine fast heirathsfähige Tochter zu haben, welche bald mit mir um die Huldigungen der Männer streiten und meine Nebenbuhlerin sein kann. Oh, mein Gott, mein Gott, es kann ein Tag kommen, an welchem ich eifersüchtig auf meine eigene Tochter bin. Verhüte das, mein Himmel! Gieb, daß ich mich immer ihrer aufblühenden Schönheit ohne Groll freue, gieb, daß ich Camilla's Glück höher halte, als meine Eitelkeit!

Und gleichsam, als wolle sie sich in diesen guten Vorsätzen stärken, verließ Luise du Troussel ihr Gemach und eilte in das Zimmer ihrer Tochter.

Camilla lag auf dem Divan. Ihre schlanke, wundervoll gebaute Gestalt war von einem faltigen weißen Gewande umflossen, ihr schwarzes Haar floß in langen Locken an beiden Seiten ihres rosigen Antlitzes nieder, und ringelte sich schlangengleich über diese vollen entblößten Schultern, mit deren Weiße es noch stärker contrastirte. Camilla war damit beschäftigt, zu lesen, und so ganz war sie mit ihrer

Lectüre beschäftigt, daß sie gar nicht gehört hatte wie ihre Mutter eingetreten war.

Luise du Troussel näherte sich leise dem Divan und stand dann, gleichsam in Bewunderung verloren, still, um dieses schöne und liebliche Bild, diese ruhende Hebe mit Muße zu betrachten.

Camilla, fragte sie dann mit zärtlichem Ton, was liest Du denn so eifrig?

Camilla schrak zusammen und blickte rasch empor. Dann lachte sie laut auf. Ach, Mama, sagte sie mit ihrer silberhellen weichen Stimme, wie Du mich erschreckt hast. Ich glaubte wirklich, meine Tyrannin von Gouvernante sei schon wieder heimgekehrt von ihrer Promenade, und sie wäre es, welche mich hier bei dieser Lectüre überraschte.

Ohne Zweifel hatte sie Dir dieselbe verboten? fragte ihre Mutter strenge, indem sie die Hand nach dem Buch ausstreckte. Aber Camilla entzog es ihr hastig.

Ja, gewiß, sagte sie, hat mir Mademoiselle Brunon verboten, dies Buch zu lesen, aber das ist doch kein Grund, Mama, daß Du deshalb es mir fortnimmst. Du wirst doch hoffentlich nicht auch die strenge Tyrannin gegen Deine arme Camilla spielen?

Aber ich will nur wissen, was Du liesest, Camilla?

Nun, Voltaire's Pucelle d'Orleans, und ich versichere Dich, Mama, es gefällt mir außerordentlich.

Mademoiselle Brunon hat ganz Recht, diese Lectüre zu verbieten, rief Madame du Troussel hastig, und ich verbiete Dir dieselbe auch!

Und wenn ich nicht gehorche, Mama?

Oh, man wird Dich wohl zwingen können, zu gehorchen! rief ihre Mutter strenge.

Hat man Dich zwingen können, Deiner Mutter zu gehorchen? fragte Camilla mit schnell aufflammendem Zorn. Wie, oder gab Deine Mutter ihre Einwilligung, als Du mit dem Gärtnerburschen davon liefst? Du bist immer Deine eigenen Wege gegangen und ich will sie auch gehen. Ich will's nicht mehr leiden, Mama, daß man mich wie ein kleines Kind behandelt, ich bin dreizehn Jahre alt, Du warst nicht älter, wie Du die Affaire mit dem Gärtner hattest, und Dich meinem Vater mußtest antrauen lassen. Warum willst Du mich denn noch immer im Zwang und Abhängigkeit halten, und mich behandeln, wie ein Kind, da ich schon ein erwachsenes Mädchen bin?

Du bist kein erwachsenes Mädchen, Camilla, rief ihre Mutter strenge, denn wärst Du es, so würdest Du nicht wagen, so zu Deiner Mutter zu reden, weil Du dann wissen würdest, daß sich das nicht ziemt, sondern daß Du vor allen Dingen Deiner Mutter Ehrfurcht und Gehorsam beweisen müßtest. Nein Camilla Gott sei Dank, Du bist noch kein erwachsenes Mädchen, sondern ein thörichtes Kind, und deshalb verzeihe ich Dir.

Sie trat dicht zu ihrer Tochter heran und wollte sie zärtlich in ihre Arme schließen. Aber Camilla sträubte sich unsanft dagegen. Du sollst nicht sagen, daß ich ein Kind bin, rief sie heftig. Ich will's nicht mehr hören, es ärgert mich, und wenn Du's wieder thust, Mama, so sage ich zu Jedermann, ich sei schon sechszehn Jahre alt! —

Und warum willst Du das sagen, Camilla?

Camilla schaute mit einem schelmischen Lächeln

zu ihr empor. Warum? fragte sie. Ach, Du denkst wohl, ich weiß es nicht, weshalb ich immer ein Kind bleiben soll? Damit Du noch immer eine junge Frau bleiben kannst. Darum sagst Du auch immer zu Jedermann, ich sei erst zwölf Jahre alt. Aber es glaubt's Dir Keiner, Mama, es glaubt's Dir Keiner! Sie lachen darüber, Du siehst es nur nicht, und Du denkst, Du bleibst selber jünger, wenn Du mich jünger machst. Ich sage Dir aber, ich will's nicht mehr leiden! Ich will eine erwachsene Dame sein, ich will mich auch putzen und in Gesellschaft gehen können. Ich will nicht mehr im Kinderzimmer mit der Gouvernante eingeschlossen sitzen, während Du im Salon brillirst und Deine Anbeter entzückst durch Deine Schönheit. Ich will auch meine Anbeter und meine Courmacher haben, ich will auch Liebesbriefe schreiben und bekommen, wie alle anderen Mädchen, und endlich will ich auch meine kleinen Liebschaften haben, wie jedes andere Mädchen, und wie Du sie von Deinem zwölften Jahre an gehabt hast und noch hast! —

Camilla, schweig, oder ich lasse Dich fühlen, daß Du noch ein Kind bist, rief Madame du Troussel, mit erhobenem Arme auf ihre Tochter hinstürzend.

Aber diese wich mit einer raschen Wendung der niederfallenden Hand ihrer Mutter aus und sprang mit zornsprühenden Augen von dem Divan empor.

Wolltest Du mich schlagen, Mutter? fragte sie mit bebenden Lippen. Ich rathe Dir, thu's noch einmal, hebe die Hand noch einmal gegen mich auf, aber dann bedenke, was folgen wird. Dann laufe ich fort, dann gehe ich zu meinem armen lieben Vater, den Du unglücklich, den Du zu einem Trunkenbolde gemacht hast. Dann bleibe ich bei ihm, denn

er liebt mich zärtlich, und wenn ich bei ihm wäre, so würde er nicht mehr trinken, sondern er würde wieder ein ordentlicher Mann werden.

Oh, mein Gott, mein Gott, rief ihre Mutter unter strömenden Thränen, er ist es gewesen, der ihr diesen Haß in's Herz gepflanzt hat! Er trägt Schuld an meinem fürchterlichen Unglück. Sie liebt ihren Vater, der ihr nie etwas Gutes gethan, und sie haßt ihre Mutter, welche ihr stets nur Liebe bezeigt hat.

Mit einem lauten Wehelaut schlug sie ihre Hände vor ihr Angesicht und weinte bitterlich.

Camilla trat dicht zu ihr heran, zog mit fester Entschlossenheit die Hände ihrer Mutter von ihrem Angesicht und schaute sie mit tiefen, zornigen Blicken an.

Sie war wirklich kein Kind mehr, wie sie jetzt so bleich und groß, mit so tief erregtem Antlitz ihrer Mutter gegenüber stand. Aus ihren dunklen Augen leuchtete geistiges Verständniß, um ihren Mund zuckte ein tiefes Schmerzgefühl, das nichts mehr mit dem Kinde zu schaffen hatte.

Du sagst, Du habest mir stets nur Liebe bezeigt? fragte Camilla mit einem schneidenden kalten Ton. Mutter, wann hättest Du das gethan? Du hast meinen Vater unglücklich gemacht, und meine ersten Kinderjahre sind unter dem Fluch einer unglücklichen Ehe dahin gegangen. Ich habe meinen Vater weinen sehen, während Du lachtest, ich habe ihn trunken und zu einem Thier entwürdigt vor mir auf der Erde liegen sehen, während Du in unseren geschmückten Gesellschaftszimmern mit heiterer Unbefangenheit Deine Gäste empfingst! Du sagst, Du habest mir stets nur Liebe bezeigt? — Du hast mich

niemals geliebt, Mutter, niemals! Denn hättest Du's gethan, Du würdest Mitleid gehabt haben mit meiner Zukunft, Du würdest mir nicht einen Stiefvater gegeben, mich nicht gezwungen haben, einen fremden Mann Vater zu nennen, während ich doch meinen armen, lieben Vater hatte, der nichts auf der Welt weiter besitzt, als mich allein. Denn Du meinst wohl, Mutter, ich sei nicht unglücklich, Du meinst wohl, weil ich lache und tolle Streiche angebe, sei ich glücklich und zufrieden. Ach, Mutter, ich habe eine innere Angst vor der Zukunft, welche mich nie verläßt. Es ist mir, als ob mich finstere Geister umkreisten, als ob sie mich bezauberten mit seltsamen lockenden Liedern. Ich weiß, daß sie mich verderben wollen, aber ich kann ihnen doch nicht widerstehen, ich muß ihnen zuhören, ich werde ihnen unterliegen. Ich möchte gern anders und besser werden, ich möchte gern ein tugendhaftes und sittsames Mädchen werden, aber ich kann nicht mehr heraus aus diesem Zauberkreis, in welchen meine Mutter mich gebannt hat. Ich habe zu Vieles erlebt, zu Vieles erfahren, ich bin kein Kind mehr, sondern ein erfahrungsreiches Weib. Die Welt ruft mich mit tausend verlockenden Stimmen, ich werde ihr folgen, und ich werde verloren gehen, wie meine Mutter verloren gegangen ist, denn ich bin ihre unglückliche Tochter und ihr Blut ist in meinem Herzen!

Und fast ohnmächtig, ganz zerbrochen von so viel Aufregung und Gluth sank Camilla zur Erde nieder. Ihre Mutter blickte mit kalten, thränenlosen Augen zu ihr nieder. Es war ihr, als ob ihr Haar sich vor Entsetzen emporsträube, als ob eine kalte Todtenhand sich auf ihr Herz legte und es stillstehen machte.

Ich habe das verschuldet, murmelte sie, und Gott straft mich in meinem Kinde für den Leichtsinn meiner eigenen Jugend. — Dann neigte sie sich nieder zu ihrer Tochter und zog sie sanft zu sich empor.

Komm, mein Kind, sagte sie zärtlich, wir wollen diese Stunde vergessen, und versuchen, in Liebe und Einigkeit miteinander zu leben. Du hast Recht, Du bist kein Kind mehr, und ich werde daran denken, Dich in die Welt einzuführen.

Und Du wirst diese Mademoiselle Brunon abschaffen? fragte Camilla mit schnell erheiterten Mienen. Oh, Mama, Du glaubst gar nicht, wie sie mich martert und quält mit ihren Argusaugen, und Tag und Nacht mir auflauert. Nicht wahr, Du lässest sie gehen und nimmst keine Gouvernante wieder an?

Ich werde darüber nachdenken, sagte ihre Mutter traurig. Jetzt aber —

Ein Diener trat ein und meldete den Grafen Ranuzi.

Madame du Troussel erröthete leicht, und befahl, ihn in den Salon zu führen.

Als der Diener wieder hinausgegangen war, blickte Camilla ihre Mutter mit einem schelmischen Ausdruck an. Wenn Du mich wirklich als erwachsenes Mädchen betrachten willst, so nimm mich mit Dir in den Salon, sagte sie.

Madame du Troussel verweigerte es. Du bist nicht angekleidet, und dann — ich habe mit dem Grafen Ranuzi von Geschäften zu reden.

Camilla wandte ihr mit einem höhnischen Lachen den Rücken. Geschäfte! rief sie. Ich möchte wissen, ob mein Herr Stiefvater mit dieser Antwort zufrie-

den wäre. Es ist ein rechtes Glück für Dich, Mama, daß dieser Krieg ihn von Dir fern hält.

Ihre Mutter antwortete nicht, sondern verließ schweigend das Zimmer ihrer Tochter. — Camilla kehrte wieder zu ihrem Sopha und zu ihrer Lectüre zurück. — Madame du Troussel aber begab sich in den Salon. Beide hatten sie bald in dem Leichtsinn ihres Herzens diese traurige Scene aus dem Drama eines entsittlichten Familienlebens vergessen, und übrigens wiederholten sich diese Scenen auch zu oft, um noch irgend einen dauernden Eindruck in ihren Gemüthern zurückzulassen. —

Madame du Troussel, wie gesagt, war in den Salon zurückgekehrt, wo der Graf Ranuzi sie erwartete.

Er kam ihr mit so ferudiger Begrüßung entgegen, daß sie sich davon geschmeichelt fühlte und ihm lächelnd ihre Hand darreichte, indem sie sich triumphirend selber sagte, daß die Macht ihrer Reize gewiß noch nicht im Abnehmen begriffen sei, da der schöne und vielbegehrte Graf Ranuzi von denselben gefesselt sei.

Der Graf hatte sie gestern um eine Unterredung gebeten, und er hatte das mit so geheimnißvoller und trauriger Miene gethan, daß die heitere und spottsüchtige Luise du Troussel ihn den Ritter Toggenburg genannt, und ihn gefragt hatte, ob er vielleicht nur zu ihr kommen wolle, um zu ihren Füßen zu sterben?

Vielleicht, hatte er ganz ernsthaft erwiedert, vielleicht, wenn Sie nämlich grausam genug sein könnten, mir die Bitte, welche ich Ihnen vortragen möchte, zu verweigern.

Diese Worte hatten der coquetten Frau viel zu

denken gegeben, und sie die ganze Nacht hindurch beschäftigt. Sie war überzeugt, Ranuzi wolle, gereizt von ihrer Schönheit, ihr eine ganz ernsthafte Liebeserklärung machen, und sie hatte lange überlegt, ob sie ihn abweisen oder ermuthigen wolle.

Aber wie er ihr jetzt so lächelnd und schön gegenübertrat, war sie fest entschlossen, ihn zu ermuthigen und den Spott und Hohn schwinden zu lassen.

Vielleicht hätte Ranuzi das in ihren Blicken lesen können, aber er achtete nicht darauf. Er hatte sein Ziel erreicht, er hatte diese geheime Unterredung, welche er begehrte, erhalten, und er wollte jetzt gerade auf sein Ziel losgehen.

Madame, sagte er, ich komme, um Ihnen Abbitte zu thun und zu Ihren Füßen mir Vergebung zu erflehen.

Er beugte leicht ein Knie vor ihr und blickte flehend zu ihr empor.

Luise du Troussel fand, daß seine zugleich schmachtenden und feurigen Augen sehr schön seien, und war ganz bereit, ihm die erflehte Vergebung zu bewilligen, obwohl sie nicht wußte, was er gegen sie verbrochen habe.

Stehen Sie auf, Graf, sagte sie, und lassen Sie uns vernünftig miteinander reden. Was haben Sie verbrochen, und was soll ich Ihnen vergeben?

Oh, Sie vernichten mich durch Ihren Edelmuth, seufzte Ranuzi. Sie sind edel genug, meine Kühnheit zu vergessen, und nicht mehr daran denken zu wollen, daß der arme gefangene Soldat, bezaubert von Ihrer Schönheit, hingerissen von Ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit, es gewagt hat, Sie zu lieben und es Ihnen zu gestehen. — Aber ich schwöre es Ihnen, Madame, ich werde diese Kühnheit nicht

wiederholen, Ihr gestriger scharfer Spott, der graciöse Hohn, mit dem Sie mich straften, hat mich tief erschüttert, und ich versichere Sie, Madame, Sie haben mehr damit gefruchtet, als die Prüden mit ihren tugendhaftesten Strafpredigten es vermocht hätten. Ich habe mein Verbrechen eingesehen, und niemals wieder sollen meine Lippen wagen, zu gestehen, was da in meinem Herzen lebt und glüht!

Er nahm ihre Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll. — Luise du Troussel fühlte sich seltsam überrascht, und es schien ihr, als habe der Graf gar nicht nöthig gehabt, seiner Liebe ein so unverbrüchliches Schweigen, aufzuerlegen. Aber sie mußte sich schon den Anschein geben, zufrieden zu sein, und sie that das auch mit der ganzen Grazie und Leichtigkeit ihres Wesens.

Ich danke Ihnen, sagte sie lächelnd, daß Sie mich von einem Liebhaber befreit haben, den jedenfalls die Gemahlin des Majors du Troussel aus ihrem Hause hätte verbannen müssen, während sie jetzt den Grafen Ranuzi mit Vergnügen willkommen heißen darf, und zu jeder Zeit bereit sein wird, ihm zu dienen und gefällig zu sein.

Er sah ihr tief in die Augen. Wollen Sie das wirklich? fragte er dann seufzend. Wollen Sie Sich für einen armen Gefangenen interessiren, der Niemand hat, dem er seinen Kummer und seine Leiden klagen kann?

Luise reichte ihm ihre Hand dar. Klagen Sie sie mir, Graf, sagte sie mit einem Aufwallen ihres besseren Naturells. Theilen Sie mir Ihren Kummer mit und sein Sie gewiß, daß ich Theil daran nehme. Da Sie so vernünftig sind, und nicht mein Anbeter sein wollen, so will ich Ihre Freundin sein.

Hier meine Hand, ich biete Ihnen meine Freundschaft an. Wollen Sie sie?

Ob ich sie will! rief er entzückt. Sie bieten mir das Leben an, und Sie fragen mich ob ich es will?

Luise lächelte fein. Sie fand, daß der Graf seine Freundschaft auf eine glühende Art äußere, und daß er für dieselbe einen ebenso begeisterten Ton habe, wie früher für seine Liebe.

Sie haben also Kummer? fragte sie. Sie haben Leiden, welche Sie Niemand klagen dürfen?

Ja, aber mein Kummer betrifft nicht mich, und wenn ich leide, so ist es für Andere und nicht für mich.

Das klingt räthselhaft! rief Luise lächelnd. Für wen leiden Sie denn?

Für einen armen Gefangenen, der fern von der Welt, fern von den Menschen in Ketten und Elend schmachtet, und den nicht bloß die Menschen, sondern auch Gott verlassen hat, denn er sendet ihm nicht einmal den Tod, um ihn aus seinem Jammer zu erlösen. Ich darf, ich kann Ihnen nicht mehr sagen, denn es ist nicht mein Geheimniß, und ich habe geschworen, es Niemand zu verrathen, Niemand, außer einer einzigen Person.

Und diese ist?

Es ist die Prinzessin Amalie von Preußen, flüsterte Ranuzi.

Luise du Troussel erschrak und blickte den Grafen forschend an. Die Schwester des Königs? Und Sie sagen, Ihr Geheimniß betreffe einen armen Gefangenen? fragte sie athemlos.

Ich sage das, und es ist so. Oh, meine edelmüthige Freundin, fordern Sie nicht, daß ich Ihnen mehr sage. Ich darf es nicht. Aber ich beschwöre

Sie, helfen Sie mir, stehen Sie mir bei! Ich muß die Prinzessin Amalie sprechen. Sie sind die Vertraute, die Freundin der Prinzessin, Sie allein können mich zu ihr führen!

Das ist unmöglich! Unmöglich! rief Madame du Troussel, indem sie aufstand und hastig im Zimmer auf- und abging. Nanuzi folgte ihr mit den Augen, und beobachtete jede ihrer Bewegungen, und las in ihrem Antlitz jede Regung ihrer Seele.

Ich werde siegen, sagte er zu sich selber, und ein stolzes Triumphgefühl schwellte seine Brust.

Madame du Troussel näherte sich ihm jetzt und blieb vor ihm stehen. Hören Sie, sagte sie leise, es ist ein gefährliches und gewagtes Unternehmen, in welches Sie mich da verwickeln wollen, doppelt gefährlich für mich, denn der König beargwohnt mich, und er würde es mir niemals verzeihen, wenn er erführe, daß gerade ich es gewagt, gegen seine Befehle zu handeln, und der Prinzessin Amalie beigestanden zu haben in ihrem Bemühen, einen Unseligen zu retten, den doch der Zorn des Königs rettungslos zerschmettert hat. Denn ich weiß sehr wohl, welches der Gefangene ist, von dem Sie reden. Nennen Sie mir seinen Namen nicht, ich will ihn nicht wissen, nicht erfahren. Es ist gefährlich, ihn nur auszusprechen, nur zu denken. Ich gehöre nicht in dieser Angelegeheit zu den Vertrauten der Prinzessin, und ich wünsche es auch nicht. Reden wir nicht mehr von diesem Gefangenen, sondern reden wir von Ihnen. Sie wünschten der Prinzessin vorgestellt zu werden. Warum wenden Sie Sich nicht an den Ober-Kammerherrn von Pöllnitz?

Ich habe nicht genug Geld, ihn zu bestechen,

und außerdem ist er schwatzhaft und käuflich. Er würde mich morgen vielleicht verrathen.

Sie haben Recht, und dann freilich könnte der Ihnen schwerlich eine ganz geheime Unterredung verschaffen, denn das Ceremoniell erfordert, daß wenigstens die Hofdame gegenwärtig ist, und die Prinzessin ist von zu vielen Spionen des Königs umgeben, um nicht immer Verrath fürchten zu müssen. Aber es giebt dennoch ein Mittel, Ihnen die Unterredung mit der Prinzessin allein und ohne Zeugen zu verschaffen, und dies Mittel liegt in meiner Hand! Hören Sie!

Luise du Troussel neigte sich dicht an sein Ohr und flüsterte lange mit ihm; der Graf hörte ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zu und sein Antlitz leuchtete vor Freude.

Als Ranuzi sich dann nach dieser langen geheimen Unterredung von ihr empfahl, flüsterte er: auf morgen also, meine edle Freundin!

Auf morgen! sagte sie. Erwarten Sie mich vor dem Schloßportal, und sein Sie pünktlich.

V.

Der Wahrsager.

Die Vorhänge waren heruntergelassen, und ein düsteres Dämmerlicht herrschte in diesem großen schweigenden Gemach, dessen öde Stille durch nichts

unterbrochen ward, als durch den eintönigen Schlag der großen Pendeluhr, die dort auf dem Sims des vergoldeten Kamins stand, und durch die Seufzer und leisen Klagen, die von der anderen Seite des Gemaches von jenem Divan her ertönten. Dort in der Ecke zusammengekauert, unbeweglich und regungslos lag eine Frauengestalt. Die Hände über die Brust gefaltet, die Augen, zum Himmel emporgerichtet, lag sie unbeweglich da, nur zuweilen aufächzend in Qual, oder einzelne Worte des Zorns und Unmuths flüsternd.

Sie war allein mit ihrer Qual und ihren Schmerzen, sie war immer allein; sie war es seit vielen Jahren schon gewesen, und allgemach hatte der Kummer ihr Herz verhärtet nnd es erstarren gemacht gegen alle anderen Leiden, als gegen die ihrigen. Sie haßte die Menschen, sie haßte die ganze Welt, sie zürnte Denen, welche heiter waren und glücklich, und sie hatte kein Mitleid mit Denen, welche weinten und traurig waren. Denn sie, sie hatte noch mehr gelitten, als alle Diese, sie litt noch immer, und wer hatte denn Mitleid mit ihr, wer erbarmte sich ihrer Qual?

Seht sie nur an, diese arme, ächzende Frau! Erkennt Ihr diese von Gram und Krankheit entstellten Züge, diese blutunterlaufenen Augen, diese farblosen schmalen Lippen, die immer krampfhaft zusammengepreßt sind, als wollten sie den Aufschrei der Qual zurückhalten, und die sich nur öffnen, um kalte und harte Worte zu sprechen? — Erkennt Ihr sie? Hat dieses arme, unglückliche, entstellte Wesen da wohl Aehnlichkeit mit dieser heiteren, schönen und geistvollen Prinzessin Amalie, welche wir einst gekannt haben? Und doch ist sie es, doch ist es die

Prinzessin Amalie. Aber was hat der Gram, was haben die Jahre aus ihr gemacht! Die Schwester des mächtigen Heldenkönigs, was ist sie jetzt weiter, als ein armes, sieches Geschöpf, das die Menschen flieht und von ihnen gemieden wird. Und sie weiß, daß man sie meidet, und sie will es so! Sie will einsam und allein dastehen inmitten der Welt, so einsam und allein, wie Er es ist in seinem düsteren und einsamen Kerker. Sie nennt die ganze Welt ihren Kerker, und sie sagt oft zu sich selber, ihre Seele sei hinter den Eisengittern ihres Körpers eingeschlossen, und könne nimmer erlöst und befreit werden, ihr Herz liege auf dem brennenden Rost der Welt, und sie könne es nicht befreien, denn es sei mit Ketten da angeschmiedet, mit denselben Ketten, welche man Ihm angelegt, und die seine Gestalt umfangen hielten!

Aber sie sagt das zu Niemand Anders, als zu sich selbst. Sie will von Niemand bedauert werden, und sie weiß auch, daß Niemand den Muth haben würde, sie zu bedauern. Ihr Schicksal hat sie auf eine einsame Höhe gestellt, und einsam will sie bleiben, und muß sie bleiben, denn ihre Klagen würden vielleicht Dem nur neue Gefahr bringen, den allein sie liebt, an den allein sie denkt, um den allein sie das Leben erträgt. Ja, nur für Ihn allein lebt sie, aber was ist das für ein Leben?

Ein beständiges Hoffen, und doch so hoffnungslos, ein beständiges Spähen und Lauern nach einem glücklichen Moment, der niemals kommt!

Sie hat nicht für ihn leben dürfen, sie hat nicht ohne ihn sterben wollen, denn so lange er lebt, kann er ihrer bedürfen, und sie stirbt nicht, weil er

eines Tages sie rufen und ihrer Hülfe bedürftig sein könnte.

Sie stirbt nicht, aber ihre Jugend, ihr Herz, ihre Freudigkeit, ihre Illusionen, ihre Hoffnungen sind gestorben. Sie hat einen Dégout gegen Alles was lebt, gegen die ganze Welt, gegen alle Menschen! Sie liebt auf der Welt nur zwei Menschen, den Einen, welcher im Kerker schmachtet, und durch sie unglücklich geworden, das ist Friedrich von Trenck, — den Andern, durch den sie unglücklich geworden, aber der die Macht hat, Trenck zu befreien und sie Beide zu erlösen, das ist der König. Sie hat vielleicht auch ihre Mutter geliebt, aber die ist todt, der Gram um die Schlacht von Collin hat sie getödtet. Sie hat auch ihre Schwester geliebt, aber die Markgräfin von Baireuth ist todt, der Gram um die Schlacht von Hochkirch hat sie getödtet, wie der Gram um den Zorn des Königs ihren Bruder, den Prinzen von Preußen August Wilhelm, getödtet hat Sie ist daher allein, ganz allein, denn ihre beiden Schwestern, welche noch leben, sind fern von ihr, sind glücklich, und mit den Glücklichen hat Amalie nichts zu schaffen, mit ihnen kann sie nicht sympathisiren. Ihre drei Brüder stehen im Felde, und Keiner von ihnen denkt an sie. Nur einer denkt an sie, und der liegt unter der Erde, und doch ist er nicht todt, der ist begraben, und doch lebt er. Finsterniß und Nacht umgiebt ihn, und doch ist er nicht blind, und die Sonne scheint Tag um Tag, aber er kann sie nicht sehen!

Um diesen fürchterlichen Gedanken hat Amalie ihre Jugend, ihr Leben, ihre Gedanken zerbröckelt, und sie steht nur noch wie eine öde Ruine unter den Trümmern ihrer Vergangenheit. Der Sturm des

Lebens pfeift um sie her, und sie lacht dazu, denn sie hat ihn nicht mehr zu fürchten, sie nicht, und wenn er hier eine Eiche fällt, und dort eine Blume knickt, so freut sich dessen ihr Herz, denn ihr Unglück hat sie schadenfroh gemacht, oder vielleicht birgt sie nur ihr Mitgefühl unter dieser anscheinenden Härte, vielleicht giebt sie sich den Anschein, die Menschen zu fliehen, weil sie weiß, daß sie von ihnen geflohen wird.

Denn wer ihr naht wird beobachtet, wird beargwohnt. Die Späher des Königs umgeben die Prinzessin, und halten Jedermann von ihr fern.

Vielleicht würde Amalie weniger unglücklich sein, wenn sie ihre Zuflucht zu Dem genommen hätte, welcher Aller Herzen Zuflucht ist, wenn sie sich zu Gott gewendet hätte. Aber sie war nicht so frommen und gläubigen Gemüthes, wie es zum Beispiel diese edle Dulderin Elisabeth Christine, die verschmähete Gemahlin Friedrichs des Großen war. Prinzessin Amalie war die echte Schwester des Königs, die Schülerin Voltaire's, welche der Kirche spottete und die Tröstungen der Religion verschmähete. Aber sie mußte doch dem Geschlecht, welchem sie angehörte, ihren Tribut zahlen, es fehlte ihr die starke und selbstgewisse Geistesunabhängigkeit des Königs, sie hatte nicht die Kraft sich auf sich selber zu stützen, und da ihre Hände, welche zitternd umhergriffen, nicht den Glauben fanden, um sich an ihm aufzurichten, fanden sie den Aberglauben.

Das Unglück hatte die arme Prinzessin nicht fromm gemacht, wie die Königin, aber es hatte sie abergläubisch gemacht. Während Elisabeth Christine betete, legte Amalie Karten, während die Königin fromme Gottesgelehrte und Prediger um sich

versammelte, berief die Prinzessin Kartenschläger und Wahrsager, während Elisabeth Christine Trost fand in dem Lesen der heiligen Schrift, fand Amalie wenigstens Zerstreuung in dem Ausdeuten dieser mystischen und räthselhaften Worte, welche ihre Propheten ihr gesagt. Während die Königin Predigten in's Französische übersetzte und fromme Lieder dichtete, schrieb Amalie sorgfältig alle diese Prophezeihungen der Karten, des Kaffesatzes und der Sterne auf, und sowohl ihre Manuscripte, als die der Königin wanderten zu dem König.

Der König empfing Beide mit einem gütigen, mitleidsvollen Lächeln, die frommen Manuscripte der Königin legte er ungelesen bei Seite, aber die von Aberglauben und Prophezeihung angefüllten Manuscripte der Prinzessin las er.

Vielleicht that er es nur aus Mitleid mit diesem armen, gramumdüsterten Geist, der seine Linderung und Zerstreuung in solchen mystischen Spielereien fand; gewiß ist, daß der König, wenn er an die Prinzessin schrieb, ihr immer für ihre Prophezeihungen dankte, und sie aufforderte mit denselben fortzufahren.*) Aber indem er es that, verlangte er für diese seltsame Correspondenz die größte Verschwiegenheit, denn er wollte nicht, daß seine Feinde seine Nachsicht gegen die Schwäche dieser armen Prinzessin falsch ausdeuten, und vielleicht vermeinen könnten, er brauche zum Siegen seine Propheten, wie seine Gegner ihren geweiheten Degen. —

Es war heute wieder einer von den Tagen, an welchen Prinzessin Amalie ihre Wahrsager empfing, und sie hatte daher mit großer Erbitterung erfahren,

---

*) Thiébault. Vol. II. p. 279 seq.

daß man ihre Kartenschlägerin gestern verhaftet hatte. Weder sie, noch der Prophet waren bis jetzt aus ihrer Haft entlassen, und selbst die Fürbitte der Prinzessin hatte sie nicht zu befreien vermocht. — Die Prinzessin wäre also heute fast dazu verurtheilt gewesen, ihren Abend ohne Propheten hinzubringen, wenn ihr nicht Madame du Troussel ganz zufällig zu Hülfe gekommen wäre.

Am Morgen hatte sie der Prinzessin geschrieben, und sie um Erlaubniß gebeten, ihr heute einen Wahrsager zuführen zu dürfen, dessen Prophezeihungen alle Welt in Erstaunen setzten, weil sie immer einzutreffen pflegten, und sich immer bewahrheiteten.

Amalie hatte diesen Vorschlag mit Freuden angenommen, und erwartete jetzt mit Ungeduld den neuen Propheten, den Madame du Troussel ihr zuführen würde.

Aber sie war jetzt noch allein, sie hatte also noch nicht nöthig ihre Schmerzen zu verbergen, und dem Klagegeächze Stillschweigen aufzuerlegen, welches langsam und dumpf wie Todesseufzer aus ihrer Brust hervordrang. Denn Amalie litt nicht bloß an geistigen Schmerzen, ihr Körper war krank wie ihre Seele, und der Wurm, der an ihrem Herzen nagte, er nagte auch an ihrem Leibe. Aber für ihren Körper so wenig als für ihre Seele wollte sie einen Arzt annehmen, und weder für ihre geistigen, noch für ihre physischen Schmerzen wollte sie bemitleidet werden.

Sie litt also und schwieg, und nur, wenn sie, wie jetzt, gewiß sein konnte, nicht belauscht zu werden, ließ sie ihrem Jammergestöhn freien Lauf.

Als jetzt leise an die Thür geklopft ward, ver-

stummte es sofort, und Amalie richtete sich auf. Es war ihre Hofdame, welche eintrat und ihr meldete, daß Frau Majorin du Troussel angelangt sei und den Wahrsager mit sich bringe.

Lassen Sie sie eintreten, sagte die Prinzessin mit dieser dumpfen, grabesähnlichen Stimme, welche sie von jenem unseligen Trank behalten hatte, und um derenwillen man sie am Hofe „die Grabesunke" nannte. Lassen Sie sie eintreten, und bleiben Sie heute auch hier, Fräulein von Lettrow, der Prophet soll Ihnen auch prophezeihen.

Das Hoffräulein verneigte sich, und öffnete dann die Thür, um Madame du Troussel einzulassen. Sie kam heiter und schön wie immer, und näherte sich mit einem anmuthigen Lächeln der Prinzessin.

Diese nickte ihr langsam ihren Gruß entgegen. Wie viele Stunden hast Du heute bei Deiner Toilette zugebracht, sagte sie rauh, und wo hast Du diese Schminke her, mit der Du Deine Wangen bemalt hast?

Königliche Hoheit, sagte Luise lachend, die Natur selber ist so gütig gewesen, sie auf meine Wangen zu malen.

Dann ist die Natur mit Dir im Bunde, und sie hilft Dir lügen, daß Du noch jung seiest, murmelte die Prinzessin rauh. Aber man sagt mir, daß Deine Tochter ganz erwachsen und wunderschön ist, und die Leute behaupten, wenn Du neben ihr stehst, würde man erst an ihrer Schönheit und Jugend gewahr, wie alt und häßlich Du seiest.

Madame du Troussel kannte die seltsame Weise der unglücklichen Prinzessin, sie wußte, daß Niemand sich ihr nahen konnte, ohne zuvörderst von ihren Stacheln verwundet zu werden, und daß der finstere

Wurm, der an ihrer Seele nagte, gleichsam erst besänftigt werden müsse mit dem Blut, welches sie fließen gemacht.

Die harten Worte der Prinzessin verwundeten sie daher nicht. Wenn ich wirklich alt werde, sagte sie, so lebe ich also in meiner Tochter wieder auf, denn man sagt, daß sie mein Ebenbild sei, und man lobt mich also mit, wenn man sie lobt.

Und man wird Dich eines Tages auch mit tadeln, wenn man sie tadelt, murrte Amalie. Dann nach einer Pause fragte sie: und Du hast mir erst heute einen Betrüger hergebracht, der sich für einen Propheten ausgiebt?

Ich glaube nicht, daß er ein Betrüger ist, Hoheit. Er hat mir sehr überzeugende Proben seiner Wahrhaftigkeit gegeben.

Was für Proben? Wer kann diesen Leuten, welche uns die Zukunft wahrsagen, sogleich beweisen, daß sie uns belügen?

Ich habe mir daher auch nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit von ihm wahrsagen lassen.

Und er hat den Muth gehabt, Dir ein Stückchen aus Deiner Vergangenheit vorzusetzen? fragte die Prinzessin mit einem rauhen Lachen.

Viele und recht lustige Stückchen, Königliche Hoheit, und sie waren leider alle wahr, sagte Luise mit einem komischen Jammergesicht.

Die Prinzessin winkte lebhaft nach der Thür hin. Lassen Sie diesen Propheten eintreten, Fräulein von Lettrow. Er soll vor allen Dingen Ihnen prophezeihen, denn ich denke, Sie haben nicht, wie Madame du Troussel, Ihre Vergangenheit zu fürchen.

Das Hoffräulein öffnete die Thür, und der Wahrsager trat ein. Seine Gestalt war eingehüllt

in ein langes schwarzes Gewand, das um die schlanke Taille von einem breiten, mit seltsamen Figuren bemalten Ledergürtel zusammen gehalten war.

Um sein bleiches, schmales Angesicht flossen rabenschwarze Locken wie zuckende Schlangen nieder, seine Augen brannten mit einem düsteren Feuer und flackerten wie Blitze im Zimmer umher.

Mit aufgerichtetem Haupt und stolzer Miene näherte er sich der Prinzessin, und erst, als er ihr ganz nahe war, verneigte er sich und fragte sie mit sanfter melodischer Stimme um ihr Begehren, und weshalb sie ihn habe rufen lassen.

Wenn Sie wirklich ein Prophet sind, so wissen Sie das, sagte die Prinzessin.

Sie wollen zuerst von mir die Vergangenheit erfahren, sagte er feierlich.

Und warum nicht zuerst die Zukunft?

Weil Euere Königliche Hoheit mißtrauisch sind, weil Sie mich erst prüfen wollen. Haben Sie also die Gnade, mir zu gestatten, daß ich meine Karten nehme, ich will mit Ihrer gnädigen Erlaubniß dem Hoffräulein zuerst wahrsagen.

Er zog eine Masse schmutziger, seltsam bemalter Kartenblätter hervor, und breitete sie vor sich auf dem Tisch aus. Dann nahm er die Hand des Hoffräuleins und schien emsig darin zu lesen. Und nun begann er mit leiser, melodischer Stimme ihr einzelne Züge aus ihrer Vergangenheit zu erzählen. Es waren ziemlich pikante kleine Geschichten, wie man sie sich wohl heimlich am Hofe von dem Fräulein von Lettrow erzählte, welche aber doch Niemand laut zu sagen wagte, weil Fräulein von Lettrow für ein Muster strenger Tugend und Frömmigkeit galt.

Das Hoffräulein nahm daher diese Enthüllungen des Propheten mit ziemlich sichtbarem Zorn auf; statt zu lachen, und durch ihre Gleichgültigkeit die Wahrheit derselben in Abrede zu stellen, ärgerte sie sich und bereitete somit der Prinzessin einen heiteren und vergnüglichen Moment.

Ich wage nicht zu entscheiden, sagte die Prinzessin, als der Wahrsager jetzt schwieg, ob das, was Sie da erzählt haben, Wahrheit enthält oder nicht.

Fräulein von Lettrow allein kann das wissen. Aber Sie werden nicht so grausam sein, ihn einen Lügner zu schelten, denn Sie würden mich dann verhindern, mir auch von ihm wahrsagen zu lassen. Erlauben Sie mir also deshalb zu glauben, daß er Wahrheit gesagt hat. Und jetzt nehmen Sie Ihre Karten und mischen Sie dieselben.

Befehlen Euere Königliche Hoheit, daß ich Ihnen auch etwas von der Vergangenheit erzähle? fragte der Wahrsager mit scharfem Ton. Prinzessin Amalie stutzte. Ja, sagte sie, von meiner Vergangenheit, oder nein, ich will lieber erst noch ein Bischen aus dem Leben meiner keuschen du Troussel hören. Nun, nun, Luise, Du hast nichts zu fürchten, Du bist unschuldig und rein, und bei diesen Erzählungen aus Deiner Vergangenheit wird uns sein, als ob wir ein Capitel aus der Pucelle d'Orleans lesen.

Aber ich wage es, mich dieser Vorlesung zu widersetzen, rief Madame du Troussel lachend. Es giebt Bücher, welche man nur allein lesen kann, und dahin gehören die Bücher unserer Vergangenheit ganz entschieden. Ich bin bereit, mir in Gegenwart Euerer Hoheit meine Zukunft prophezeihen zu lassen, aber von meiner Vergangenheit mag ich nichts mehr hören. Ich weiß davon mehr als genug.

Wäre ich mit Fräulein von Lettrow allein gewesen, sagte der Wahrsager, so würde ich ihr noch ganz andere Dinge erzählt haben, und dann würde sie haben zugestehen müssen, daß ich die Wahrheit sage! Denn nur wenn vier Augen allein sich auf diese Karte heften, so ist mein Geist klar.

Demzufolge müßte ich, um die ganze Wahrheit von Ihnen zu erfahren, auch allein sein? fragte die Prinzessin.

Der Prophet verneigte sich stumm. Die Prinzessin ließ ihre scharfen Blicke lange auf ihm ruhen, dann winkte sie den Damen.

Gehen Sie in's Nebenzimmer, sagte sie, aber sobald ich rufe, treten Sie wieder ein.

Die Damen verneigten sich und gingen hinaus.

Und jetzt, sagte die Prinzessin, jetzt fangen Sie an!

Aber der Wahrsager, statt die Karten zu nehmen, beugte vor der Prinzessin ehrfurchtsvoll ein Knie, und küßte den Saum ihres Kleides.

Ich flehe um Gnade und Vergebung, sagte er, denn ich bin nichts als ein armer Betrüger. Um zu der Person Euerer Königlichen Hoheit zu gelangen, habe ich mich in diese Maske gesteckt, welche allein mir es möglich machte, unbemerkt hieher zu gelangen. Aber ich schwöre Ihnen, Prinzessin, Niemand ahnt das Geheimniß dieser Verkleidung, und Niemand wird es verrathen können. Ich habe Alles allein vorbereitet, und ich allein bin der Schuldige. Gnade also, Prinzessin, Gnade für dieses kühne Wagniß. Aber ich mußte zu Ihnen, mußte Ihre Kniee umklammern, und Sie anflehen, mit Ihrer Großmuth und Ihrem Erbarmen mir beizustehen, ich mußte es, denn ich hatte mit einem fürchterlichen Eide gelobt es zu thun!

Wem hatten Sie das gelobt? fragte die Prinzessin strenge. Wer sind Sie, und was wollen Sie von mir?

Ich bin der Graf Ranuzi, kriegsgefangener österreichischer Hauptmann. Euere Hoheit fragen was ich will? Ich will die edle Prinzessin anflehen um Erbarmen mit einem hülflosen, einsamen, in Schmerz und Gram sich verzehrenden Gefangenen. Gott und die Welt haben ihn verlassen, aber er hat dennoch einen Schutzengel, auf welchen er hofft, zu diesem Schutzengel allein betet er, und er nennt ihn: Amalie! — Man hat ihn in Ketten geschmiedet, wie ein wildes Thier, ein harter Stein ist sein Lager, und unter diesem Stein wölbt sich sein Grab. Er ist ein lebendig Begrabener, aber sein Herz lebt noch, und dieses Herz schreit zu Ihnen, Prinzessin, schreit um Rettung!

Prinzessin Amalie war zitternd und ächzend in die Kissen des Divans zurückgesunken, und starrte halb ohnmächtig mit weit geöffneten Augen empor. Dann nach einer langen Pause ächzte sie! Nennen Sie mir seinen Namen!

Friedrich von Trenck! flüsterte Ranuzi leise.

Sie zuckte zusammen, und stieß einen leisen Schrei aus. Trenck! wiederholte sie dann leise, oh, welche traurige Melodie liegt in diesem Wort, es ist wie die Todtenklage meiner Jugend, und ich meine, die Luft selbst müßte weinen, wenn dieser Name sie durchzittert. Trenck! Wie schön das klingt und wie lieblich. Es ist ein holdes, schönes Lied. Es singt von dem einzigen Glück meines Lebens! Ach, wie lange, lange war mir dies Lied verstummt, und darum war's so öde in mir, alle Saiten mei-

nes Herzens zerrissen, alle! Oh, so tonlos, so fürchterlich Alles!

Sie hatte ganz leise, in ihre eigenen Gedanken verloren, so gesprochen, sie hatte ganz vergessen, daß sie nicht allein war mit ihren Erinnerungen, welche sich wie eine rosige Wolke über sie gelegt, und ihr alles Andere verhüllt hatten. Ranuzi wagte es nicht, sie daran zu ermahnen, er kniete noch immer zu ihren Füßen und wartete.

Plötzlich flog ein Zucken durch ihre ganze Gestalt, sie richtete sich kraftvoll auf. Mein Gott, sagte sie, und ich träume, während er mich ruft, ich bleibe müßig, während er meiner bedarf. Reden Sie, mein Herr, sprechen Sie! Was wissen Sie von ihm? Haben Sie ihn gesehen? Hat er Sie zu mir gesandt?

Er hat mich gesandt, Königliche Hoheit, aber ich habe ihn nicht gesehen. Wollen Euere Hoheit die Gnade haben, mich anzuhören? Indem ich jetzt zu Ihnen spreche, lege ich das Leben und die Sicherheit ehrenwerther Feunde und Kameraden zu Ihren Füßen nieder. Ein Wort von Ihnen, und sie werden als Verräther dem Kriegsgericht überantwortet, und man wird sie erschießen. Aber Euere Königliche Hoheit werden dies Wort nicht sprechen, denn Sie sind großmüthig wie ein Engel und Sie werden Erbarmen haben.

Reden Sie, reden Sie, sagte Amalie athemlos, Mein Gott, sehen Sie denn nicht, daß ich sterbe vor Erwartung?

Prinzessin, Trenck lebt; er ist in Ketten geschmiedet, aber er lebt, er wohnt in einer Höhle unter der Erde, aber er lebt! So lange er lebt, hofft er auf Sie, denkt er an seine Befreiung, und seine Freunde

hoffen und denken mit ihm. Er hat Freunde, welche bereit sind, für ihn ihr Leben zu wagen. Einer dieser entschlossenen Freunde ist in der Festung Magdeburg selbst, es ist einer der wachthabenden Lieutenants, ein zweiter Freund lebt ihm unter den kriegsgefangenen Officieren, es ist ein Hauptmann Kimsky, und der dritte Freund bin ich. Ich kenne Trenck seit meiner Jugend, und in einer schönen und schwärmerischen Stunde haben wir geschworen, einander beizustehen in jeder Gefahr und jeder Noth. Jetzt ist für mich der Moment gekommen, meinen Schwur zu lösen. Trenck ist gefangen, und ich muß helfen ihn zu befreien. Aber unsere Kräfte sind geringe und vereinzelt. Es fehlt uns der Mittelpunkt, es fehlen uns Bundesgenossen in der Festung, und noch mehr in der Stadt selbst. Es fehlen uns Mittel und Wege, ihn fortzuschaffen und zu verbergen. Wir bedürfen eines mächtigen Beistandes, und Niemand als Euere Königliche Hoheit ist vermögend, uns denselben zu gewähren.

Ich habe in Magdeburg sichere und zuverlässige Freunde, auf die ich mich verlassen kann, sagte die Prinzessin. Sie werden auf meinen Wink bereit sein, ihm beizustehen, sie —

Plötzlich schwieg die Prinzessin und blickte Ranuzi mit scharfen, durchbohrenden Blicken an. Sie war schon zu oft getäuscht, zu oft hintergangen worden, man hatte zu oft schon ihr Netze gestellt und sie umgarnt, als daß sie nicht hätte mißtrauisch werden sollen.

Nein, sagte sie endlich rauh und hart, ich lasse mich auf diese Thorheiten nicht mehr ein. Gehen Sie, mein Herr, Sie sind ein schlechter Wahrsager, und ich will nichts mehr davon hören.

Ranuzi lächelte, und zog schweigend ein zusammengefaltetes Papier hervor, das er nach einer tiefen Verneigung der Prinzessin darreichte.

Sie entfaltete es mit zitternden Händen. Das Papier enthielt nichts als die Worte: „Graf Ranuzi ist ein ehrlicher Mann, dem man unbedingt vertrauen kann.“ Darunter stand: „nel tue giorni felice, ricordati da me.“

Die Prinzessin blickte lange und hochathmend auf die Schriftzüge hin, und endlich füllten sich ihre Augen mit Thränen, endlich mußte ihr Herz überschwellen von diesen schmerzvollen und leidenschaftlichen Gefühlen, welche sie so lange und mit bitterer Qual verborgen gehalten.

Sie drückte das Papier, welches seine Schriftzüge, seine mit seinem Blut geschriebenen Schriftzüge enthielt, an ihre Lippen und heiße Thränenströme entstürzten diesen Augen, welche lange Jahre nicht mehr hatten weinen können.

Jetzt, mein Herr, sagte sie dann, jetzt sind Sie beglaubigt. Ich vertraue Ihnen, und nun sagen Sie mir, was ich zu thun habe.

Uns fehlen drei Dinge, Prinzessin. Erstens: ein Haus in Magdeburg, wo Trenck's Freunde sich versammeln, und zu jeder Zeit die nöthigen Verabredungen treffen, und wo wir nach seiner Befreiung ihn verbergen können. Zweitens: einige sichere und unverfängliche Freunde, welche sich mit uns ververbinden und uns beistehen, und Drittens: fehlt uns Geld: — Wir müssen die Wachen bestechen, Pferde kaufen, wir müssen Trenck Helfershefer in der Festung selbst verschaffen, und endlich müssen wir ihm Kleider schaffen. Außerdem aber bedarf es für mich der Erlaubniß, auf einige Tage nach Magde-

burg reisen zu dürfen, um dort an Ort und Stelle selbst die nöthigen Verabredungen treffen zu können. An einem Vorwand dazu soll es nicht fehlen. Der Hauptmann Kimsky ist mein naher Verwandter. Er wird tödtlich erkranken, und dann als letzte Bitte den Wunsch äußern, mich vor seinem Tode noch sehen zu dürfen. Diesen Wunsch wird einer seiner Kameraden hieher berichten, und dann werde ich mich hülfeflehend an Euere Königliche Hoheit wenden.

Und ich werde Ihnen einen Paß verschaffen, sagte Amalie entschlossen.

In Magdeburg werde ich dann selbst alle Vorbereitungen zur Flucht leiten.

Und Sie glauben, daß diesmal die Flucht gelingen wird? fragte die Prinzessin mit einem Lächeln, welches ihr armes verzerrtes Antlitz wie ein Sonnenstrahl durchleuchtete.

Ich glaube es nicht, ich bin dessen gewiß, vorausgesetzt, daß Euere Königliche Hoheit uns hülfreich sein wollen!

Die Prinzessin antwortete nicht. Sie durcheilte mit jugendlicher Leichtigkeit das Gemach, und trat zu ihrem Schreibtisch hin, aus dem sie einige Geldrollen hervornahm. Dann setzte sie sich und schrieb mit rascher Hand auf ein Papier: „Sie dürfen dem Ueberbringer dieses vollkommen trauen. Er ist mein Freund. Stehen Sie ihm bei in Allem, was er unternimmt.“ Sodann faltete sie das Papier zusammen und versiegelte es.

Ranuzi folgte jeder ihrer Bewegungen mit flammenden Augen und hochklopfendem Herzen. Als sie die Feder nahm, um die Adresse zu schreiben, leuchtete ein Strahl wilden Triumphes in seinem

Antlitz auf, und ein stolzes Lächeln umspielte seine Lippen. Aber als Amalie sich zu ihm umwandte, war es schon wieder verschwunden, und sein Gesicht war so ehrerbietig und ernst wie zuvor.

Nehmen Sie, mein Herr, sagte sie, ihm das Papier darreichend. Sie sehen, daß ich Ihnen vertraue, denn ich überliefere Ihnen da einen treuen, Freund, und wenn Sie ihn verrathen, ist er verloren. Sobald Sie nach Magdeburg kommen, gehen Sie zu ihm, und er wird Sie mit anderen Freunden und Verbündeten bekannt machen, die in der Festung selber sind, wie er.

Und darf ich mich dieser Adresse bedienen, um unter derselben an meinen Freund Kimsky zu schreiben?

Sie dürfen das ohne Gefahr. Ich werde heute schon auf anderem Wege ihn benachrichtigen lassen, daß er dergleichen Briefe zu erwarten hat. — Hier ist Geld, fuhr die Prinzessin fort, es sind zwei Rollen, jede mit fünfhundert Dukaten. Es ist vorläufig Alles, was ich habe. Sobald diese Summe aber erschöpft ist, wenden Sie Sich an mich, und ich werde dann schon wieder im Stande sein, Anderes herbei zu schaffen.

Sie reichte ihm die beiden Geldrollen, und Ranuzi steckte sie in seinen Busen, indem er lächelnd sagte: es ist das Zaubermittel, mit dem wir seine Ketten sprengen wollen.

Dann nahm Amalie eine kostbare Brillantnadel, die auf ihrem Tische lag, und gab sie Ranuzi, indem sie auf das mit Blut beschriebene Papier deutete, das sie immer in der Hand behalten hatte.

Sie haben mir da ein köstliches Juwel gegeben,

sagte sie, lassen Sie uns tauschen und nehmen Sie dies von mir an.

Ranuzi ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder, und küßte die Hand, welche ihm das blitzende Geschenk darreichte.

Und jetzt, mein Herr, gehen Sie, sagte die Prinzessin dann. Meine Hofdame ist ein besoldeter Spion, und ein längeres Alleinsein mit Ihnen könnte ihr leicht verdächtig sein. Man würde Sie dann beobachten, und vielleicht Alles entdecken. Gehen Sie also! Wenn ich an die Kraft des Gebetes glaubte, so würde ich von jetzt an Tag und Nacht auf meinen Kieen liegen und Gott flehen, daß er Ihr Werk segnen möge. So aber kann ich nur mit meinen Gedanken und meiner Sorge Ihnen folgen! Leben Sie wohl!

Und Euere Königliche Hoheit geben mir gar keine Antwort auf jene Zeilen die Trenck mit seinem Herzblut geschrieben?

Amalie trat wieder zu ihrem Schreibtisch, und wieder die Feder nehmend, schrieb sie einige flüchtige Zeilen auf ein Stückchen Papier, das sie alsdann Ranuzi hinreichte.

Diese Zeilen lauteten: ovunque tu sei, vicina ti sono.

Geben Sie ihm das! sagte die Prinzessin. Es ist nicht mit meinem Herzblut geschrieben, aber mein Herz blutet doch um ihn, nur blutet es nach innen! — Und jetzt nehmen Sie Ihre Rolle wieder auf. Ich muß die Damen rufen! —

Am Abend dieses Tages schrieb Ranuzi an seinen Freund, den in Magdeburg gefangenen Hauptmann Kimsky: „Der Plan ist gemacht und wird glücken. Wir werden die Festung in unsere Gewalt

bekommen. Es ist doch ein gut Ding um ein romantisches Weiberherz, und es läßt sich sehr kühn damit intriguiren. Bald wird Magdeburg in unserer Gewalt sein! Bereite Alles vor, und dann werde krank und rufe mich! Ich werde einen Paß bekommen, denn ich habe eine mächtige Gönnerin, und damit, weißt Du wohl, kann man auf der Welt Alles erlangen."

Diesen Brief sandte er indeß nicht durch die von der Prinzessin ihm angegebene Adresse, sondern durch die schöne Tagliazucht, welche ihn an eine harmlose Freundin poste restante nach Magdeburg adressirte.

VI.

Ein Courtag in Berlin.

Es war heute der Geburtstag des Prinzen Heinrich, und der Königliche Hof wollte, auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs, der darüber ein eigenes Handbillet an den Ober-Ceremonienmeister Herrn von Pöllnitz geschrieben, diesen Tag auf ganz solenne Weise feiern. Herr von Pöllnitz war daher schon von der Frühe des Morgens an selbst außerordentlich thätig, und kein Feldherr konnte die Vorbereitungen zu einer Schlacht mit mehr Ernst und Wichtigkeit betreiben, als der Herr Ober-Ceremonienmeister und Ober-Kammerherr die Vorbereitun-

gen zu diesem Fest, das der Hof heute Abend in den großen Apartements des Königlichen Schlosses zu Berlin begehen wollte. Und allerdings war das eine sehr wichtige Angelegenheit, denn man wollte heute nicht blos große Gala-Cour halten, sondern nach derselben sollte ein Concert stattfinden, zu welchem die wenigen, noch in Berlin anwesenden italienischen Sänger und Sängerinnen befohlen worden. Wenn man auch dies genossen, sollte man zu einem noch größeren Genuß schreiten, zu dem Genuß eines feinen und mit allem Luxus ausgestatteten Soupers, an dem nicht blos der Hof, sondern auch alle fremden kriegsgefangenen Officiere Theil nehmen sollten.

Dies Souper war für Herrn von Pöllnitz der Mittelpunkt und die Hauptangelegenheit des Festes, denn ein solches gehörte jetzt zu den Seltenheiten des Berliner Hofes, und es konnten Monate vergehen, ehe die Königin daran dachte, zu einem ihrer Courtage ein Souper zu befehlen. — Herr von Pöllnitz mußte also jetzt, wenn es ihn nach irgend einem exquisiten Mahl gelüstete, sich solches auf seine eigenen Kosten verschaffen, und das war ein Gedanke, welcher ihn schaudern machte. Denn der würdige Ober-Kammerherr war zugleich verschwenderisch und geizig; er hatte in jedem Vierteljahr drei bis vier köstliche Tage des Genusses, wo er als grand Seigneur lebte, und sich alle erdenklichen Freuden und Genüsse bereitete. Das waren die ersten drei bis vier Tage jedes beginnenden Quartals, wo Herr von Pöllnitz sein Gehalt empfing, und mit vollen Händen den Rest seines Geldes, welchen er den gierigen Händen seiner Gläubiger hatte abzulisten gewußt, um sich warf und sich wieder jung, glücklich und reich fühlte. Aber

nach diesen Tagen stolzer Herrlichkeit kamen diese Wochen und Monate trauriger Eingeschränktheit, in denen Herr von Pöllnitz daran denken mußte, die Rolle dieser leichten und anmuthigen Schmarotzerpflanzen zu spielen, die selber haltlos und schwankend, sich irgend einem festen Stamm anschließen, und ihm das Mark und die Kraft seines Lebens aussaugen. In diesen Monaten pflegte Herr von Pöllnitz wie ein Pirat denen aufzulauern, welche im Stande waren, eine gute Tafel zu führen, und sobald er erlauert hatte, daß man irgend ein Diner beabsichtige, wußte er sich einen Platz an demselben zu erobern. Auch pflegte der würdige Hofherr in dieser Zeit ein leidenschaftlicher Kartenspieler zu sein, und der größte Beweis seiner Gewandtheit und Geschicklichkeit war, daß es ihm immer gelang, seine Partie zu Stande zu bringen, obwohl Jedermann wußte, daß es immerhin Geld koste mit Pöllnitz zu spielen. Denn der Ober-Ceremonienmeister hatte ganz die erhabenen Grundsätze des Königs Ludwigs des Funfzehnten von Frankreich, welcher auch ein leidenschaftlicher Kartenspieler war, und für jeden Abend eine Summe von tausend Louisd'or zum Gewinnen oder Verlieren ausgesetzt hatte. Gewann der König, so floß das Geld in seine Privat-Chatulle, verlor er, so ward der Verlust aus der Staatskasse entnommen. Ganz diesem königlichen Beispiel folgend, pflegte Herr von Pöllnitz auch nur das Geld, was er gewann, in seine Tasche fließen zu lassen, verlor er aber, so borgte er das Geld, aber nicht von Demjenigen, an den er es verloren, sondern von einem der anderen Mitspieler, und dann vergaß er nicht nur diese geliehene Summe für sein Spielunglück auszuzahlen, sondern ließ sie auch in seine

Tasche gleiten. So war Herr von Pöllnitz sicher, bei jedem Kartenspiel zu gewinnen, und diese Gewinnste bildeten sein Taschengeld.

Heute aber sollte er nicht nöthig haben, an irgend einer fremden Tafel sich zu erfreuen, sondern er selbst hatte die Honneurs der Tafel zu machen, und er hatte die Arrangements des Soupers mit einer Gelehrsamkeit und Sachkenntniß geleitet, welche sogar dem Herzog von Richelieu würde Bewunderung abgenöthigt haben. — Er hatte dies Mal durchaus nicht nöthig, seinem erfinderischen Genie Beschränkungen aufzuerlegen, und Sparsamkeit walten zu lassen, vielmehr forderte es die Ehre, daß heute der Hof sich in seinem vollen Glanze zeige, und der Welt beweise, wie die Lasten des langdauernden Krieges weder den königlichen Schatz, noch die königliche Silberkammer erschöpft hätten, und daß man sehr gut den Krieg noch fortsetzen könnte, ohne die Privatschätze des königlichen Hauses und die Diamanten des Hausschatzes anzugreifen. Es waren daher ausnahmsweise zu dem heutigen Souper aus dem königlichen Trésor alle die goldenen Geschirre entnommen, welche nach der Theilung des Nachlasses der Königin Mutter von deren berühmtem goldenen Cabinet auf den Antheil des Königs gekommen waren. Dieser Antheil hatte sich in jüngster Zeit noch durch eine traurige Veranlassung gemehrt, durch den Tod nämlich der Markgräfin von Baireuth, welche ihren Erbschaftsantheil an dem goldenen Geschirr ausdrücklich ihrem Bruder, dem König, vermacht hatte.*)

---

*) Als der Hof nach der Schlacht bei Kunersdorf nach Magdeburg floh, ward das goldene Service des Königs, welches er von seiner Mutter geerbt, mit dahin genommen. Der Erbschaftsantheil der Markgräfin von Baireuth blieb in Berlin, von wo ihn die

— Auch wollte der Hof heute en grande parure, die Königin und Prinzessinnen in vollem Schmucke ihrer Brillanten erscheinen, und durch auserlesene Pracht wollte man diesen stolzen und hochmüthigen Officieren imponiren, welche das Schicksal des Krieges als Gefangene in Berlin zurückhielt, und welche nicht ermangeln würden, an ihre Höfe Alles zu berichten, was sie hier erlebt und gesehen. — Dieses Fest sollte also gewissermaßen eine Demonstration sein, welche der König von Preußen gegen seine übermüthigen Feinde machte, und durch welche er ihnen beweisen wollte, daß wenn er den Frieden wünschte, dies nicht geschah, weil es ihm an Geldmitteln zur Fortsetzung des Krieges fehlte, sondern weil er dem ächzenden und aus tausend Wunden blutenden Europa die Ruhe wiederzugeben wünschte, deren es so sehr bedurfte, um wieder zu genesen.

Außerdem aber hatte der König durch diese festliche Begehung des Geburtstages seines Bruders seinen eigenen Unterthanen den Beweis liefern wollen, wie hoch er selber den Prinzen stelle, und wie sehr bereit er selber sei, diesen Feldherrn zu ehren und zu lieben, der während der ganzen Dauer des Krieges noch nicht eine Schlacht verloren hatte, aber fast immer durch seine meisterhaften Operationen und Schlachtpläne dem Könige in seinen schwierigsten und gefahrvollsten Momenten rettend zu Hülfe gekommen war. Dieses Fest sollte also gewissermaßen eine Widerlegung dieser Gerüchte sein, welche die Feinde des Königs verbreiteten, und welche von dem Neid und der Eifersucht erzählten, mit denen

---

Russen im folgenden Jahre (1760) als Beute mit nach Petersburg nahmen. (König: Geschichte Berlins Theil V. S. 2.)

der König die Erfolge, das Schlachtenglück und die Feldherrntalente seines Bruders betrachte. —

Es waren also sehr viel Gründe, um derentwillen Herr von Pöllnitz heute Sorge tragen mußte, das Familienfest des königlichen Hauses mit allem Glanz und Luxus des Königthums auszustatten, und es ward dies um so mehr für ihn eine wichtige Angelegenheit als er annehmen durfte, daß der Prinz Heinrich eine sehr genaue und detaillirte Beschreibung dieses Festes erhalten würde. Denn der Adjutant des Prinzen, der Graf von Kalkreuth, der zur Heilung seiner Wunden einige Monate in Berlin verweilt hatte, war jetzt genesen, und wollte heute nach dem Feste noch Berlin verlassen, um zu der Armee zurückzukehren.

Jetzt war die wichtigste Stunde des Festes herangekommen. Herr von Pöllnitz durchwanderte noch einmal mit prüfendem Feldherrnblick die Säle, und sah mit stiller Befriedigung, daß Alles gut war. Ueberall verbreiteten Guéridons und Kronleuchter eine glänzende Tageshelle, überall herrschte Glanz und Luxus, und wenn man den Speisesaal betrat, so ward man fast geblendet von dem Glanz dieser goldenen und silbernen Geschirre, die da auf dem kostbaren Buffet aufgestapelt waren, und in deren glänzenden Flächen die Lichter der Kronleuchter sich spiegelten.

Allgemach auch begannen die Säle sich zu füllen, und bald flimmerte und blitzte es überall von goldgestickten Gewändern, von Ordenssternen und Brillanten, und ein buntes und seltsames Gewoge war in diesen, von tausend Lichtern erhellten, von Blumenduft durchzogenen Sälen. Neben der reichen, phantastischen Uniform des russischen Bojaren sah

man die leichten und gewandten Gestalten der französischen Chasseurs; hier prangte die reichgestickte Uniform des ungarischen Husaren, dessen bunte und geschmackvolle Tracht seltsam contrastirte zu der einfachen, dunklen Uniform des Spaniers, welcher neben ihm stand, und sich leise mit dem Italiener unterhielt, der das weiße geschmackvolle Kleid eines österreichischen Officiers trug. — Es schien, als hätten alle Nationen Europa's sich heute in diesem Königsschloß zu Berlin Rendezvous gegeben, oder der König habe seinem Hofe einige Proben von allen diesen Völkern gesandt, gegen welche er den Riesenkampf unternommen hatte, und die er seine Feinde nannte. Da waren nicht bloß Deutsche aus allen Provinzen und Ländern der deutschen Fürsten, sondern es waren da Italiener, Spanier, Russen und Schweden, Schweizer und Ungarn, Niederländer und Franzosen, und alle diese waren Kriegsgefangene, und die Schwerter, welche an ihrer Seite hingen, waren gefärbt gewesen von dem Blut der Preußen, bis das Kriegsgeschick es jetzt in die Scheide gebannt, und die Feinde des Königs in die Gäste seines Hofes verwandelt hatte. — Aber während die Zahl der gefangenen, feindlichen Officiere, die da in den Königssälen der Ankunft der Königin harrten, mehr denn hundert betrug, war das preußische Heer nur gering vertreten. Die streitbaren Officiere standen im Felde, und nur Invaliden oder vom Alter gebeugte Krieger waren in der Hauptstadt zurückgeblieben, denn selbst die Jünglinge, welche noch nicht das zum Militairdienst bestimmte Alter erreicht hatten, waren zu den Heeren geeilt, durch ihren Muth und ihren Enthusiasmus über ihre Jahre sich erhebend, und früh gereift durch das Beispiel ihrer Vä-

ter. Die blitzenden Uniformen der gefangenen Officiere waren es daher zumeist, welche diese in den Königssälen versammelte Gesellschaft so glänzend erscheinen ließen, und diese bildeten den eigentlichen Contingent der Männerwelt, die sonst nur von einigen alten preußischen Generälen, und von den Kammerherren und Hofleuten vertreten ward, welche ihr Dienst und Beruf verhinderte, Helden zu sein.

Auch Herr von Giurgenow und sein Freund, der Hauptmann von Belleville, waren zu diesem Hoffest geladen, und hatten sich bereitwillig eingefunden, der preußischen Majestät ihre Huldigungen darzubringen, und nebenher ihre wichtigen Beobachtungen anzustellen.

Der Graf von Ranuzi, der schweigend und zurückhaltend, wie immer, die Säle durchwanderte, hatte sich zu ihnen gesellt, und war jetzt mit den beiden Herren in eine Fensternische des großen Coursaals getreten, um von diesem Standpunkt aus das bunte Gewoge, das sich da vor ihnen entfaltete, mit Ruhe zu beschauen.

Wissen Sie, sagte der Graf Ranuzi lachend, daß mir diese Scene hier erscheint, wie das tolle Gewirr in der Vorhölle, welche uns Dante so meisterhaft geschildert hat. Wir tragen Alle noch unsere glänzenden Masken und Larven, unter denen indeß nur unsere Leichname verborgen sind. Ein Wort unseres Herrn, und diese Gewänder fallen ab und die Todtenköpfe grinsen einander an. Es liegt in dem Willen des Königs von Preußen, dieses Wort zu sprechen, denn er ist in der That unser Herr, und wenn er will, müssen wir unsere Schwerter abliefern, und unsere schönen Uniformen mit dem Armensündergewand vertauschen.

Er wird aber nicht wagen, dies zu wollen, sagte Herr von Giurgenow. Ganz Europa würde ihn dafür einen Barbaren schelten, und ihn zur Rechenschaft ziehen für diesen Uebermuth.

Dann müßte ganz Europa vor allen Dingen erst in der Lage sein, ihn zur Rechenschaft ziehen zu können, bemerkte der Graf Ranuzi lachend, und leider hat das noch immer nicht den Anschein darnach.

Nicht den Anschein? fragte Herr von Belleville. Sie wissen also wohl noch nichts von dem herrlichen Sieg, den unser heldenmüthiger Feldherr Broglio bei Bergen über den Herzog Ferdinand von Braunschweig erfochten hat? Ganz Frankreich jubelt über dieses frohe Ereigniß, und die Marquise, oder vielmehr der König Ludwig hat unseren zweiten Turenne, den edlen Broglio, dafür zum Marschall ernannt.

Ich weiß davon, sagte Ranuzi, aber ich weiß auch, daß das Glück der Schlachten wandelbar ist, sonst wären wir Alle nicht hier.

Aber wir werden hoffentlich nicht mehr lange hier sein, erwiederte Giurgenow unwillig. Und sagen sie doch, liegt es nicht in unserer Gewalt, schon heute von hier fortzugehen? Was meinen Sie? Haben wir nicht unsere Schwerter? Man hat nicht gewagt sie uns abzunehmen, denn man zittert immer noch vor uns, und will in unseren Personen die Völker ehren, die wir vertreten. Sehen Sie doch nur an dieser Zuvorkommenheit und Achtung, mit der man uns begegnet, wie sehr der König von Preußen seine mächtigen Feinde fürchtet, und wie er Alles vermeiden möchte, sie zu beleidigen. Nun denken Sie, was daraus entstehen würde, wenn wir heute, sobald die königliche Familie hier in unserer

Mitte erschienen ist, Alle unsere Schwerter zögen und den ganzen preußischen Hof gefangen nähmen? Ich denke doch, wir sind in dieser Gesellschaft die Mehrzahl, und es würde für uns ein leichter Sieg sein. Wir würden uns alsdann in dem Schloß wie in einer Festung vertheidigen, und man würde gar nicht einmal wagen, uns ernsthaft anzugreifen, weil wir die Königin und die Prinzessinnen in unserer Gewalt hätten. Was meinen Sie zu diesem Plan, Herr Graf Ranuzi?

Ranuzi begegnete den scharfen und forschenden Blicken des Russen mit vollkommener Ruhe. Ich meine, daß das ein kühner Plan ist, sagte er, der leider nur an der Unausführbarkeit krankt. Wir würden unseren Sieg nicht eine Stunde behaupten können, denn die Garnison von Berlin ist immer noch groß genug, um uns zu bewältigen, und es giebt hier nicht, wie in Küstrin, tausende von russischen Gefangenen in den Kasematten, auf deren Beistand wir hoffen dürfen.

Der Graf hat Recht, sagte Belleville heiter. Es nützt nichts, hier eine solche grandiose und kriegerische Verschwörung zu machen. Wir müssen schon auf eine andere Art Rache nehmen an dieser Langeweile, die man uns hier erdulden läßt, und ich und meine Freunde wir sind fest entschlossen dazu. Wir wollen diese Fesseln der Etiquette, welche man uns hier auferlegt, nicht länger tragen, wir wollen uns frei machen von diesem lästigen Zwang, mit dem man hier jede unserer Bewegungen hemmt. Diese Damen wollen uns glauben machen, daß sie tugendhaft und keusch sind, weil sie ein erhabenes Wesen haben, und zu jeder Equivoque ein ernsthaftes Gesicht machen, aber wir wollen ihnen zeigen, daß wir

uns von diesem Anschein nicht blenden lassen, und durchaus nicht gesonnen sind, wie deutsche seufzende Ritter zu den Füßen unserer unerbittlichen Schönen zu schmachten. Unsere tapferen Brüder haben die preußischen Männer bei Hochkirch und jetzt bei Bergen besiegt, und da wir nicht neben ihnen im Felde stehen können, wollen wir wenigstens hier die preußischen Frauen besiegen und demüthigen.

Ah, ich glaube wohl, flüsterte Herr von Giurgenow, daß Sie es zufrieden wären, das schöne Fräulein von Marschall besiegen zu können.

Ach, Monsieur, sagte Ranuzi lachend, Sie berühren da die Wunde unseres armen Freundes. Sie wissen also nicht, daß Fräulein von Marschall es ist, welche diesen Zorn des Herrn von Belleville verschuldet hat? Sie ist in der That eine stolze und übermüthige Schönheit, denn sie hat es gewagt, nicht allein die Liebeserklärungen des Herrn von Belleville zurückzuweisen, sondern sie hat ihn auch an ihrer Thür abweisen lassen, und als er ihr darauf ein sehr zärtliches und leidenschaftliches Billet-doux gesandt, hat sie ihm durch ihren Bedienten sagen lassen, sie werde dies Billet an ihre Kammerzofe geben, für die es doch ohne Zweifel bestimmt sei.

Eh bien, was sagen Sie zu diesem Uebermuth? fragte der Franzose zornig. Aber sie wird es zu büßen haben, und ich habe schon mit meinen Freunden die nöthigen Verabredungen getroffen. Denn dies ist nicht blos eine persönliche Affaire, sondern sie betrifft unserer Aller Ehre. Die ganze französische Armee, ja ganz Frankreich ist in meiner Person beleidigt worden, und es ist daher nothwendig, daß wir Genugthuung nehmen, nicht bloß an dieser

übermüthigen Dame allein, sondern an allen Damen, an dem ganzen Hof heir. Und das soll noch heute Abend geschehen. Wir wollen es diesen langweiligen Damen beweisen, was wir von ihrer Prüderie halten, und diese Frau Königin soll schon sehen, daß wir ganz und gar nicht gesonnen sind, uns dieser Etiquette zu fügen, welche sie beobachtet wissen will. Sie ist in unseren Augen keine Königin, sondern nur die Frau unseres Feindes, über den wir bald triumphiren werden.

Ich rathe Ihnen indessen doch, mit Ihrer Rache zu warten, bis wir ihn vollständig besiegt haben, sagte Ranuzi leise. Denn Ihr Vorhaben könnte für uns Alle von den schlimmsten Folgen sein. Der König von Preußen ist niemals unschädlich, es sei denn, daß er todt ist, und er würde eine Beleidigung seiner Gemahlin an uns Allen strafen. Sie haben eine persönliche Affaire mit dem Fräulein von Marschall, nun wohl, machen Sie sie persönlich ab, aber ziehen Sie uns nicht mit hinein in Ihre Angelegenheiten, man köunte uns sonst leicht noch diesen Anschein von Freiheit nehmen, den man uns jetzt noch gelassen.

Der Graf hat Recht, sagte Giurgenow ernst. Man könnte uns von Berlin entfernen, und das wäre ein bitteres Schicksal für uns Alle!

Aber sehen Sie nur, die Thüren zu den Zimmern der Königin werden geöffnet. Der Hof wird erscheinen.

Und Sie werden demzufolge das Glück haben, Ihre grausame Schöne zu sehen, flüsterte Ranuzi dem Franzosen zu.

Sie soll ihre Grausamkeit heute noch bereuen, das versichere ich Sie, sagte Herr von Belleville

zähneknirschend, und indem er mit einigen unfern von ihnen stehenden französischen Officieren einen Wink des Einverständnisses wechselte, trat er weiter in den Saal vor, und an die äußerste Reihe dieses Spaliers, welches man zu beiden Seiten des Saals gebildet hatte, und durch welches der Hof hindurchschreiten mußte.

Jetzt erschien auf der Schwelle der Thür der Ober-Ceremonienmeister mit dem goldenen Stabe, und hinter ihm trat die Königin an der Seite der Prinzessin Amalie in den Saal. Beide erschienen sie im vollen Glanz ihres Ranges; eine kleine Krone von Brillanten glänzte in dem blonden Haar der Königin, und ihren blendendweißen, schön geformten Hals umschlang dieses wundervolle Halsband von Diamanten und Smaragden, von dem Baron von Bielefeld einst sagte, daß man sich für dasselbe ein souveraines Fürstenthum würde kaufen können. Ein silberdurchwirktes weißes Gewand, über welches ein dunkelrother mit Hermelin besetzter Sammetshawl herniederfiel, umhüllte die schlanke und edle Figur der Königin, deren stille und bescheidene Miene, deren demüthig geneigtes Haupt indessen seltsam contrastirte zu dem Glanz, der sie umgab. Einen anderen Contrast zu dieser bescheidenen und stillen Königin bildete die neben ihr erscheinende Prinzessin Amalie. Gleich ihrer königlichen Schwägerin war sie im vollen Glanz ihres Schmuckes, und in herrlicher und untadelhafter Toilette erschienen. Ihre Arme und ihr Hals, ihr Haar und ihre Hände flimmerten von Brillanten, und mit Knöpfen von Brillanten waren die Festons ihres Kleides von Silbergaze aufgenommen, um darunter das grüne, silbergestickte Unterkleid hervorschauen zu lassen. Aber

die Prinzessin wußte sehr wohl, daß diese Kleiderpracht und diese funkelnden Juwelen nur noch schärfer ihre unglückselige, gebeugte, sieche Gestalt, ihr armes verzerrtes Antlitz hervorheben würden, sie wußte, daß die Blicke Aller auf ihr mit einem höhnischen Lächeln, einem kalten, schadenfrohen Spott ruhen würden, daß man ihre Erscheinung als ein allerliebstes Amüsement begrüßen, und wenn man ihr den Rücken gewandt, von ganzem Herzen darüber lachen würde. Sie hatte deshalb ihre schneidende und kalte Miene angenommen, sie wollte dem Spott durch ihren eigenen beißenden Spott zuvorkommen und sich mit sanglantem Witz wenigstens rächen für die hohnlächelnden Blicke, die sehr deutlich aussprachen, was die Lippen nicht zu sagen wagten. Sie war daher kaum in den Saal getreten, als sie hier und dort ihren Bekannten Worte der Begrüßung zurief, denen jedes Mal ein giftiger Stachel, eine bittere Ironie beigemischt war, und die daher diejenigen, welche sie trafen, bitter verwunden mußten. Und wenn Amalie dann in den Gesichtern der Angeredeten sah, daß ihre scharfen Pfeile getroffen hatten, so blitzte ein boshaftes Feuer in ihren Augen auf, und ein bitteres Lächeln umspielte ihre schmalen Lippen.

Hinter der Königin und der Prinzessin sah man die Prinzessin Heinrich erscheinen; auch sie in blendender Toilette und strahlend von Brillanten, aber wenn man sie anschaute, dachte man nicht an ihre Pracht, sondern fühlte sich nur erquickt durch ihre so jugendfrische, heitere und naturvolle Schönheit, durch die Güte und Unschuld, die aus ihrem rosigen Antlitz sprach.

Heute indeß war der Prinzessin Auge minder

klar und leuchtend, ein trüber Schimmer beschattete ihre hohe reine Stirn, und um ihre vollen purpurrothen Lippen zuckte es wie ein leises Schmerzgefühl. Vielleicht war es die Sehnsucht nach dem fernen Gemahl, welche sie heute an seinem Geburtstag besonders schmerzlich ergriff, vielleicht waren es die Erinnerungen an die schönen und glücklichen früheren Tage, welche sie die Einsamkeit des heutigen so bitter empfinden ließ, und machten, daß sie so zerstreut und gedankenvoll vorwärts schritt, und gar nicht achtete auf dieses glänzende Spalier zu beiden Seiten des Weges, auf diese zahlreiche, von Blumen, Stickereien, Ordensbändern und Gold strahlende Gesellschaft, welche mit ehrfurchtsvoller Verneigung und gesenkten Hauptes die Prinzessin begrüßte.

Aber jetzt hoben sich die gesenkten Häupter wieder, denn der Hof war vorüber, und mit kecken, und fast herausfordernden Blicken schauten die jungen französischen Officiere auf die Hofdamen der Königin und der Prinzessinnen, welche jetzt sich näherten und hier und dort mit einem verstohlenen Lächeln, einem leisen Gruß den bewundernden Blicken ihrer Anbeter begegneten.

Nur Fräulein von Marschall schien gar nicht zu ahnen, daß die Blicke dieser kecken und übermüthigen Officiere auf ihr ruhten. Stolz und mit hochgehobenem Haupt schritt sie vorwärts, die großen himmelblauen Augen gerade auf die Prinzessin gewandt, welche vor ihr ging, mit keinem Lächeln, keinem Blick irgend Jemand begrüßend. Ihr edles, schönes Antlitz hatte einen fast strengen entschlossenen Ausdruck, ihre Lippen waren leicht und kühn aufgeworfen und in ihren sonst so sanften Augen leuchtete es zuweilen, wie ein zorniger Blitz ihrer Seele.

Es war etwas Junonisches in ihrer Erscheinung; schön und lieblich war sie anzuschauen, und kalt und strenge war doch ihre Schönheit.

Wie sie jetzt an Herrn von Belleville vorüberging, sagte dieser seufzend zu seinem Nachbar; Ah, sehen Sie nur diese schöne Galathea, diese schöne Marmorstatue, welche man durch Küsse erst zum Leben erwecken kann.

Fräulein von Marschall zuckte zusammen; ein glühendes Roth bedeckte ihr Antlitz und überflog sogar ihre Schultern und ihren Nacken, aber sie wandte sich nicht um, sie ging ruhig weiter, obwohl sie hörte, wie die Officiere lachten und zischelten, obwohl sie die frechen Blicke fühlte, mit denen sie sie verfolgten.

Die Königin und die Prinzessinnen machten die grande tournée durch den Saal, dann mischten sie sich unter die Gesellschaft. Der strenge Zwang der Etiquette hatte jetzt aufgehört, und man überließ sich bis zum Beginn des Conzerts einer heiteren und ungezwungenen Unterhaltung. Aber bald schien diese bei den französischen Officieren in eine rücksichtslose, tolle Fröhlichkeit ausarten zu wollen. Sie lachten und sprachen ungewöhnlich laut, man sah sie Arm in Arm an den Damen vorübergehen, und hörte, wie sie sich über dieselben Bemerkungen mittheilten, die oft ein glühendes Roth, oft ein schnelles, erschrecktes Erblassen zur Folge hatten.

Selbst die Königin gewahrte diese seltsame und ungewöhnliche Aufregung der fremden Gäste, und um derselben ein Ende zu machen, verfügte sie sich mit dem Hof in den Conzertsaal und befahl die Musik anfangen zu lassen.

Aber auch dies Mittel schien heute ohne Erfolg

bleiben zu sollen. Die königliche Kapelle spielte in meisterhafter Präcision eine vom König componirte Ouvertüre; die Sänger wetteiferten im kunstvollen Vortrag italienischer Arien; das Alles machte die laut und lebhaft geführte Unterhaltung der Franzosen nicht verstummen. Sie plauderten lachend und ungenirt weiter, und weder die erstaunten Blicke der Prinzessinnen, noch die Winke des Ober-Ceremonienmers schienen Eindruck auf sie zu machen.

Plötzlich, während eben eine Pause eingetreten war, hörte man die Prinzessin Amalie, welche sich von ihrem Fauteuil aufgerichtet und den Herrn von Pöllnitz mit ihrem Fächer zu sich gewinkt hatte, mit schneidender und lauter Stimme sprechen.

Herr Ober-Ceremonienmeister, sagte sie, ich ersuche Sie diese schreienden Papageyen der Marquise Pompadour zum Schweigen zu bringen. Man kann vor ihrem Gekreisch die schöne Musik nicht hören. Dergleichen Vögel passen wohl in das galante Boudoir einer gewissen Marquise, nicht aber in das Königsschloß zu Berlin!

Herr von Pöllnitz schrak zusammen vor Entsetzen, und heftete einen flehenden Blick auf die Prinzessin; in der Gruppe der französischen Officiere aber erhob sich ein unwilliges Gemurmel, das immer lauter anschwellte, immer drohender ward, und fast die eben wieder beginnende Musik übertönte.

Die Königin neigte sich mit einem sanften Lächeln zu der Prinzessin hin. Ich bitte Sie, meine Schwester, sagte sie, denken Sie daran, daß wir arme, schutzlose Frauen sind, und wenig im Stande uns zu vertheidigen. Geben wir uns den Anschein, diese Ungezogenheit nicht zu bemerken, und vergessen wir nicht, daß der König es uns zur Pflicht gemacht

hat, diese französischen Herren freundlich und mit Auszeichnung an unserem Hof zu empfangen.

Und Sie freilich sind immer eine Sclavin der Befehle des Königs, den Sie besser und richtiger Ihren „Herrn“, als Ihren „Gemahl“ nennen können! rief die Prinzessin erzürnt.

Ueber das stille Antlitz der Königin flog ein sanftes Lächeln. Sie haben Recht, sagte sie, ich bin seine Sclavin, und meine Seele hat ihn zu ihrem Herrn angenommen. Lassen Sie mich also gewähren, und tadeln Sie mich nicht, wenn ich ihm gehorsam bin.

Das heißt, Sie wollen die Grobheiten dieser übermüthigen Herren Franzosen ungestraft dulden?

Das heißt, ich werde mir Mühe geben, sie nicht zu bemerken, sagte die Königin sanft, indem sie ihre Aufmerksamkeit wieder der Musik zuwandte.

Hinter dem Fräulein von Marschall stand indeß der Herr von Belleville, und während das Conzert seinen Fortgang nahm, neigte er sich zu ihr und sprach lange und angelegentlich. — Aber Fräulein von Marschall antwortete ihm nicht; weder seine heißen Liebesbetheuerungen, noch seine glühenden Vorwürfe, weder sein leidenschaftliches Flehen, noch sein kecker und beleidigender Uebermuth war im Stande ihr ein Wort, einen Blick abzugewinnen. Als aber das Conzert beendet war und man sich in den Tanzsaal verfügte, wo bis zum Souper getanzt werden sollte, wandte sich das schöne Hoffräulein mit vollkommener Ruhe und Gleichgültigkeit zu dem Herrn von Belleville um.

Mein Herr, sagte sie, ich verbiete Ihnen, mich länger mit Ihrer Nähe zu belästigen, und ich rathe Ihnen, nicht noch länger meine Ohren mit diesen

unanständigen Romanzen, welche Sie vielleicht auf den Gassen von Paris gelernt haben, zu beleidigen. Wenn Sie es dennoch wagen sollten, weil Sie mich vielleicht ohne Schutz und Beistand glauben, so benachrichtige ich Sie, daß mein Vater eben angelangt ist, und daß er wohl geneigt sein wird, mir eine mir lästige und unangenehme Gesellschaft abzuwehren.

Sie hatte das mit so lauter, voller Stimme gesagt, daß nicht bloß Herr von Belleville, sondern die ganze Gruppe der französischen Officiere, welche hinter ihm standen, ihre Worte vernommen hatten. Jetzt ging sie vollkommen gelassen und ruhig vorüber und schritt zu jenem großen und ältlichen Herrn hin, der dort am Spiegelpfeiler lehnte und ihr lächelnd seine Hände entgegenstreckte.

Mein Vater, sagte sie, Gott selber hat Ihnen heute den Gedanken eingegeben, zur Stadt zu kommen. Nun Sie da sind, fürchte ich nichts mehr, denn ich weiß, daß Sie mich beschützen werden.

Inzwischen hatten die Musiker die ernste und zugleich coquette Weise einer Menuette angestimmt, und die Tänzer näherten sich den Damen, um sie zum Tanz aufzufordern. Aber sie thaten das in so zwangloser Manier, mit einer so sichtbaren Nonchalance, sie fügten ihrer Aufforderung so leichtfertige, und wenig respectvolle Worte hinzu, daß die Damen entsetzt zurückwichen und nur schweigend und scheu ihren Tänzern folgten.

Prinzessin Amalie hatte indeß das Fräulein von Marschall zu sich gerufen. Sie hatte die Worte des Hoffräuleins vernommen, und war, während die Königin und die Prinzessinnen sich zum Spiel niedergesetzt hatten, im Tanzsaal geblieben, um ihre

Beobachtungen zu machen und den ferneren Verlauf dieser Affaire des Fräuleins zu überwachen.

Sie reichte der Hofdame mit einem gütigen Lächeln die Hand. Mein Kind, sagte sie, ich freue mich, daß Sie den Muth besitzen, diesen unverschämten Gecken zu trotzen. Fahren Sie nur fort, und Sie dürfen auf meinen Schutz und Beistand zählen. Warum tanzen Sie nicht.

Sie sehen wohl, daß man mich nicht auffordert, sagte die Hofdame lächelnd.

In der That sah man einige der Officiere mit geflissentlicher Hast sich dem Fräulein nähern, um sie zum Tanz zu führen; dann, indem sie schon im Begriff waren, ihr die Hand zu bieten, machten sie eine Geberde, als ob sie jetzt erst die Dame erkannt und im Irrthum gewesen wären, und ihr den Rücken zuwendend, entfernten sie sich ohne ein Wort der Entschuldigung.

Der Prinzessin Augen blitzten vor Zorn. Ich verspreche Ihnen, sagte sie, daß ich diese Unverschämten strafen werde. Dann wandte sie sich an Herrn von Marschall, welcher hinter seiner Tochter stand. Herr Baron, sagte sie, wenn es hier zum Duell kommt, werde ich Ihr Secundant sein!

VII.

In der Fensternische.

Während dies im Tanzsaal geschah, und während die Königin sich an den Spieltisch begeben hatte, stand die Prinzessin Wilhelmine, die Gemah-

lin des Prinzen Heinrich, in einer der großen Fensternischen des Ballsaals, und unterhielt sich mit dem Grafen von Kalkreuth, dem Freund und Adjutanten ihres Gemahls, zu dem der Graf jetzt im Begriff war zurückzukehren, da seine Wunden genesen waren und er sich wieder hergestellt fand.

Sie sprachen lebhaft und angelegentlich miteinander, aber die Musik übertönte ihre Worte und machte sie selbst den Nahestehenden unverständlich.

Was sprachen sie zueinander? Es waren anscheinend kleine und gleichgültige Dinge, aber sie hatten vielleicht einen tieferen und geheimnißvolleren Sinn, denn sowohl das Antlitz der Prinzessin, wie das des Grafen war ernst und düster, und das Lächeln war aus dem reizenden Antlitz der Prinzessin verschwunden. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, weil sie beide nicht den Muth hatten, das große Wort, das Wort des Abschieds zu sprechen.

Euere Königliche Hoheit haben mir also keine weiteren Aufträge an den Prinzen mitzugeben? fragte der Graf jetzt nach einer Pause.

Nein, sagte die Prinzessin leise, ich habe ihm erst gestern geschrieben, und meinen Brief durch den Courier gesandt. Schildern Sie dem Prinzen das heutige Fest, und sagen Sie ihm, wie Sie uns Alle, wie Sie mich gefunden haben.

Dann werde ich ihm auch erzählen dürfen, daß, Euere Königliche Hoheit sich vollkommen heiter, vollkommen glücklich, strahlend in Gesundheit und Schönheit befanden, als ich Sie verließ! sagte der Graf.

Das waren ganz einfache und dem Moment angemessene Worte, und doch wurden sie in einem harten, bitteren Ton gesprochen, und doch heftete

die Prinzessin ihre großen Augen mit einem fast flehenden Ausdruck auf den Grafen. Dann löste sie mit einer raschen Bewegung das Bouquet weißer Rosen, das sie an ihrem Busen trug, aus der Brillantagraffe los, und reichte es dem Grafen.

Als ein Zeichen, wie glücklich und heiter Sie mich gefunden haben, sagte sie, mögen Sie meinem Gemahl diese Blumen bringen, und ihm sagen, daß ich mich mit denselben zu seinem Feste geschmückt hatte.

Der Graf preßte die Lippen heftig aufeinander, als wolle er einen Aufschrei des Zornes zurückhalten, und seine Blicke hefteten sich mit einem flammenden Ausdruck auf die Prinzessin. Aber er hob die Hand nicht zu den Blumen empor, und schien gar nicht zu bemerken, daß sie ihm dieselben noch immer entgegenhielt.

Nun, mein Herr, fragte die Prinzessin Wilhelmine, Sie nehmen meine Blumen nicht?

Nein, sagte er stürmisch, ich nehme sie nicht!

Die Prinzessin zuckte zusammen, und blickte angstvoll umher, als fürchte sie, es möchte noch Jemand außer ihr dieses stürmische Nein gehört haben. Aber hochaufathmend überzeugte sie sich, daß kein Lauscher in ihrer Nähe gewesen. Ihre Hofdame, Fräulein von Marschall, befand sich noch immer in der Nähe der Prinzessin Amalie, und ihr Kammerherr unterhielt sich mit einem der fremden Officiere. Außerdem hielt die Ehrerbietung einen ziemlichen Raum um die Prinzessin frei, und isolirte sie genug, um die Fortsetzung ihres Gesprächs wagen zu können.

Weshalb nehmen Sie meine Blumen nicht? fragte sie stolz.

Der Graf trat näher zu ihr heran. Ich will es

Ihnen sagen, Prinzessin, flüsterte er, ich muß es Ihnen sagen, wenn dieser zornige Schmerz, welcher wie Feuer in meiner Brust brennt, mich nicht tödten soll. Ich nehme Ihre Blumen nicht, weil ich nicht der Liebesbote zwischen Ihnen und Ihrem Gemahl sein will, weil ich die Entwürdigung und die Schmach, die für mich in einer solchen Botschaft liegt, nicht annehmen kann. Denn, Prinzessin, Sie haben es vergessen, aber ich entsinne mich noch jener wundervollen Zeit, in welcher ich, und nicht der Prinz, von Ihnen mit einer so köstlichen Gabe begnadigt ward. Damals ließen Sie mich hoffen, daß dieses glühende und unvergängliche Gefühl, welches meine ganze Seele, mein ganzes Herz bewegt, in Ihnen wenigstens einen Anklang fände, daß Sie mich wenigstens nicht dazu verdammen wollten, ungehört und unverstanden zu sterben.

Ich wußte damals noch nicht, daß mein Gemahl mich liebte, murmelte die Prinzessin. Ich glaubte mich frei, und wohl berechtigt, mein Herz, welches Niemand beanspruchte, zu verschenken, an wen ich wollte.

Aber nicht sobald hatten Sie erfahren, daß der Prinz Sie liebe, als Sie stolz und kalt sich von mir wandten, fuhr der Graf mit Bitterkeit fort. Ohne Erbarmen, ohne Mitleid und ohne Schonung traten Sie mein Herz unter Ihre Füße, und nicht Ein Blick, nicht Ein Wort hat mir jemals gezeigt, daß Sie Sich auch nur der Vergangenheit erinnerten. Oh, ich will Ihnen nicht sagen, was ich damals gelitten. Sie haben ein kaltes Herz, und würden Sich meiner Qualen daher nur freuen. Aber ich sage Ihnen, ich liebte Sie so sehr, daß ich Sie fast haßte, daß ich in der Raserei meiner Schmerzen Sie

verwünschte und Ihnen fluchte, daß ich Gott dankte, als der Krieg kam und mich zwang, zu thun, wozu ich bis dahin nicht den Muth und die moralische Kraft gefunden: mich von Ihnen zu entfernen, um nicht mehr täglich Ihr bezauberndes, Ihr verhaßtes Antlitz zu sehen, nicht dazu verurtheilt zu sein, ein täglicher Zeuge zu sein, wie Ihr Gemahl Sie anbetete, und wie Sie mit lächelnder Huld ihn ermuthigten. Ja, ich dankte Gott für diesen Krieg, denn nun durfte ich hoffen, zu sterben, ohne meinen Namen durch einen Selbstmord zu entehren. Ich war tapfer, weil ich das Leben verachtete, ich stürzte mich in die Reihen der Feinde, weil ich unter ihnen den Tod suchte. Aber der heilige Friedensengel des Todes verschmähete mich, wie Sie mich verschmähet hatten. Man trug mich noch lebend vom Schlachtfelde, man transportirte mich nach Berlin, um hier Heilung zu suchen. Oh man wußte nicht, daß ich hier täglich nur immer neue und bitterere Wunden empfangen sollte. Denn Sie sind grausam gewesen, grausam bis zu diesem letzten Moment. Sie haben gesehen, was ich litt, aber Sie waren unerbittlich. Oh, Prinzessin, es wäre besser gewesen, Sie hätten mich von Sich gestoßen, Sie hätten mir den Eintritt in Ihre Gemächer versagt, Sie hätten mich aus Ihrer Nähe verbannt, besser, tausend Mal besser, als daß Sie mich verdammten, das Paradies Ihrer Nähe als eine Hölle zu empfinden, und mein Herz erstarren zu lassen, unter Ihren freundlichen, kalten Blicken, die mich immer zu sich lockten, und mich doch immer in ehrerbietige Entfernung bannten. Oh, Prinzessin, Sie haben ein grausames Spiel mit mir getrieben, und Sie wollen es fortsetzen bis zum letzten Moment. Sie

wollen mich zum Ueberbringer Ihrer Liebesbotschaft an den Prinzen machen. Sie wissen sehr wohl, daß ich mein Herzblut darum geben würde, eine dieser Blumen zu besitzen, und Sie geben sie mir, damit ich sie einem Anderen bringe. Prinzessin, hier endet meine Demuth und Unterwürfigkeit: Sie haben Sich an mir als Frau versündigt, und ich habe daher wohl ein Recht, Ihnen als Mann zu antworten: Ich nehme diese Blumen nicht, und ich werde sie nicht Ihrem Gemahl bringen. Und jetzt, Prinzessin, da ich Ihnen Alles gesagt habe, jetzt bitte ich Sie mich zu verabschieden!

Die Prinzessin hatte ihm bebend zugehört, ihr Antlitz war immer bleicher geworden, und ganz ermattet lehnte sie sich zurück an die Wand der Nische. Als der Graf jetzt schwieg, richtete sie sich mühsam wieder empor.

Bevor Sie jetzt gehen, flüsterte sie leise, hören Sie noch ein Wort von mir. Es könnte sein, daß der Tod, von dem Sie sagen, daß Sie ihn suchen, sich von Ihnen auf dem Schlachtfeld finden ließe, und dann wäre dies unsere letzte Unterredung auf dieser Welt. In solchem Moment darf man wohl die Wahrheit zu einander sagen, und die Seelen, welche sonst mit dichten Schleiern verhüllt sich gegenüberstehen müssen, dürfen wohl für einen Augenblick sich unverhüllt zeigen. Was ich Ihnen jetzt sagen will, das sollen Sie, wenn Sie fallen, als mein Geheimniß mit in Ihr Grab nehmen, aber wenn Gott meine Gebete erhört, und Sie einst heimkehren läßt, so fordere ich von Ihnen, daß Sie es vergessen, und mich niemals daran erinnern! — Sie haben gesagt, daß ich ein kaltes Herz habe, aber ich erstickte nur die Flammen, welche in mir tobten,

weil ich nicht wollte, daß sie mit ihrer Gluth meine Ehre und meine Pflicht zu Asche verbrennten. Sie haben gesagt, daß meine Augen niemals trübe gewesen, daß ich niemals geweint habe. Ach, glauben Sie mir, ich habe innen geweint, und die Thränen, die man ungesehen in sein Herz zurückfließen läßt, sind bitterer, als diejenigen, welche man nach außen weint. Sie machen es mir zum Vorwurf, daß ich jetzt, während Sie hier verwundet und krank zu mir kamen, Sie nicht von mir gestoßen, Ihnen nicht meine Thür verschlossen habe. Ach, ich wußte wohl, daß dies meine Pflicht war, ich habe Gott tausend Mal auf meinen Knieen angefleht, mir die Kraft zu verleihen, dies zu thun, aber Gott hat vielleicht meine Bitte nicht gehört, oder er wollte sich nicht meiner erbarmen. Ich konnte Sie nicht gehen heißen, denn hätten meine Lippen es gethan, so würde der laute Verzweiflungsschrei meines Herzens Sie zurückgerufen haben; meine Hand hatte nicht die Kraft, Ihnen meine Thür zu schließen, denn meine Seele bannte sie, und hielt sie gelähmt. Meine Lippen konnten wohl Ihnen die Antwort auf die Frage verweigern, welche ich in Ihrem Antlitz, in Ihren Seufzern, in Ihrer Schwermuth las, aber mein Herz hat Ihnen dennoch geantwortet, denn ach, gleich Ihnen habe ich nicht vergessen können, gleich Ihnen, erinnerte ich mich dieser schönen und zauberhaften Vergangenheit, und werde es nimmer meinem Gemahl verzeihen können, daß er sich trennend zwischen mich und Sie gestellt. Jetzt wissen Sie Alles, jetzt gehen Sie, und da Sie diese Blumen nicht meinem Gemahl geben wollen, nun so nehmen Sie sie für Sich, denn, ich will es Ihnen gestehen, für Sie hatte ich diese Blumen bestimmt,

und ich habe sie mit meinen Thränen getauft. Leben Sie wohl!

Sie reichte ihm die Blumen dar, und dann, ohne ihn nur noch anzusehen, ohne ihm Zeit zu einer Erwiederung zu lassen, trat sie aus der Fensternische und winkte ihren Kammerherrn zu sich.

Herr von Saldow, sagte sie, begleiten Sie gefälligst den Herrn Grafen, und übergeben Sie ihm die Bücher und Schriften, welche mein Gemahl befohlen hat!

Dann ging sie weiter, stolz und ruhig, und mit einem Lächeln auf den Lippen, von dem Niemand ahnte, was es ihrem Herzen kostete. Nicht ein einziges Mal schauete sie zurück, und doch hätte Graf Kalkreuth ein Jahr seines Lebens darum gegeben, nur noch mit einem Blick von diesem schönen, edlen Antlitz Abschied nehmen, mit einem Blick Abbitte thun zu können für die harten und rauhen Worte, welche er gewagt hatte, zu ihr zu sprechen. Aber Prinzessin Wilhelmine hatte mit Absicht die Scheidewand, welche die Welt zwischen ihnen aufgerichtet, und welche die Liebe für einen kurzen Moment verschwinden gemacht, wieder zwischen sie Beide gestellt. Ihr Herz hatte noch die schamhafte Scheu der Tugend, und nach dem Bekenntniß, welches sie dem Grafen gemacht, wagte sie es nicht, ihn wieder anzusehen.

Der Graf mußte sich fügen, er mußte dem Kammerherrn folgen und sich zur Abreise rüsten, aber er that das Alles in einer Art Betäubung, in einem zugleich dumpfen und entzückenden Taumel, und wie er das Schloß verließ, und von seinem Wagen aus zum letzten Mal zu den erleuchteten Fenstern emporschaute, hinter denen sie weilte, flüsterte er

leise: Ich werde nicht sterben, ich werde zurückkehren und sie an diese Stunden mahnen.

Dann drückte er das Bouquet, das er bis dahin an seine Brust unter seinem Gewande verborgen hatte, an seine Lippen und lehnte sich träumend zurück in die Kissen des dahinrollenden Wagens.

VIII.

Die Nussschalen hinter dem Fauteuil der Königin.

Prinzessin Wilhelmine, wie gesagt, schaute nicht ein einziges Mal zu dem Grafen um, sie durchschritt schweigend den Tanzsaal, um zu der Prinzessin Amalie zu gehen, und stand noch einen Moment neben den Paaren, die eben eine Française tanzten, welche die französischen Officiere den Damen als neuesten Pariser Tanz gelehrt. Es war ein graciöses und koquettes Begegnen und Fliehen, ein Annähern und Meiden in diesem Tanz, in dem die Damen ihren Cavalieren gegenüberstanden, und bald in anmuthigen Wendungen ihnen entgegenschritten, bald in zierlicher Hast vor ihnen zu fliehen schienen, dann von ihnen in kunstvollen Touren verfolgt wurden, bis zu Ende des Tanzes die Hände der Tänzer und ihrer Damen sich ineinander fügten und die Paare in graciösem Menuettschritt den Saal durchzogen.

Prinzessin Wilhelmine hatte, nur träumend und ohne den Tanz zu beachten, dagestanden. Sie sah kaum, daß der Tanz jetzt beendet war, sie hörte kaum, daß die Musik jetzt verstummte. Vor ihren Ohren tönte eine andere, eine schönere Melodie, sie glaubte immer noch seine Stimme zu hören, welche zu ihr Worte zorniger Liebe, verzweiflungsvoller Aufregung spreche. Aber die Stille, welche dem Tanz und der Musik folgte, weckte sie aus ihren Träumen und sie schritt weiter. Plötzlich ward diese Stille indessen von der wohlbekannten, schneidenden Stimme der Prinzessin Amalie unterbrochen.

Wie gefällt Ihnen dieser Tanz, Herr Baron von Marschall? sagte sie. Die französischen Herren Officiere haben ihn unseren Damen gelehrt, als Gegengeschenk zu dem anderen Tanz, den diese Herren von den Männern dieser Damen bei Roßbach gelernt haben. Bei Roßbach aber ging der Tanz in einem viel rascheren und flüchtigeren Tempo, und wenn die Herren Franzosen heute immer so viel en avant commandirten, so kommt das daher, weil sie bei Roßbach schon genug en arrière geschrieen hatten!

Eine Todtenstille folgte diesen beißenden Worten der Prinzessin, und man konnte in jedem Winkel des Saales das heisere, höhnische Lachen hören, mit dem sie ihre Rede schloß. Dann stand sie auf, und sich auf den Arm des Barons von Marschall lehnend, ging sie der Prinzessin Wilhelmine entgegen, indem sie ihre scharfen, stechenden Blicke auf die Gruppe der Officiere heftete, welche hier und dort zusammengetreten waren, und leise und angelegentlich sich mit einander besprachen.

Plötzlich trat der Herr von Belleville am Arm eines andern Officiers aus einer dieser Gruppen

hervor und ging lachend und plaudernd, und ohne die Gegenwart der Prinzessinnen zu beachten, mit ihm auf und ab. Dann näherte er sich dem Orchester, und rief mit fröhlichem Ton: Messieurs, haben Sie die Güte und spielen Sie einen deutschen Walzer, aber in dem raschen Tempo, wie ihn die Oesterreicher bei Hochkirch gespielt, als sie die Preußen vor sich her trieben, oder auch in dem Tempo, wie ihn Feldmarschall Broglio bei Bergen gespielt, als er die Preußen jagte. Spielen Sie, Messieurs, spielen Sie!

Und nachdem er so gesprochen, eilte er in tänzelndem Schritt zu Fräulein von Marschall hin, die an der Seite ihres Vaters stand. Ohne sich zu verneigen, faßte er mit einem raschen Griff ihre Hand.

Kommen Sie, ma toute belle, sagte er. Sie haben heute wieder lange genug Marmorstatue gespielt. Jetzt ist es Zeit, daß Sie in meinen Armen zum Leben erwachen. Kommen Sie also, und tanzen wir Ihren unzüchtigen deutschen Walzer, den bei uns kein anständiges Frauenzimmer wagen würde zu tanzen! Kommen Sie!

Er wollte das Fräulein mit sich fortziehen, aber plötzlich legte sich ein Arm schwer und gewichtig auf seine Hand und schleuderte sie zurück.

Ich habe Sie zu Ende reden lassen, sagte die kalte und ironische Stimme des Barons von Marschall. Ich wollte von Ihnen ein bischen von der gerühmten Galanterie lernen, auf welche die Herren Franzosen so stolz sind. Indessen scheint es, als ob jetzt zu Paris ein seltsamer Ton herrsche, ein Ton, wie er wohl für die Boudoirs der Maitressen, nicht aber für die Ohren anständiger Damen passend und

geeignet ist. Ich ersuche Sie also, hier diesen Ton nicht anzustimmen, weil ich fest entschlossen bin, das nicht zu leiden!

Herr von Belleville lachte laut auf und sah dem Baron mit einem insolenten Blick ganz nahe in's Gesicht. Und wer sind Sie denn, Monsieur, fragte er, und wie kommen Sie zu der Freiheit, mich, der die Ehre hat, Sie nicht zu kennen, mich um Etwas zu ersuchen?

Ich bin der Baron von Marschall, der Vater dieser Dame, die Sie zu beleidigen gewagt!

Herr von Belleville lachte noch lauter, als vorher. Ah, das ist ein hübsches Mährchen, das Sie mir da erzählen, sagte er. Wie, mein Herr, Sie, der von einem Pavian die Häßlichkeit, und von einem Iltis die kleinen Augen geborgt haben, Sie wollen der Vater der schönen Galathea Marschall sein? Ach, mein Herr, bilden Sie das einem Anderen ein. Ich glaube nicht an eine solche Verirrung der Natur, und ich wiederhole meine Frage: wer sind Sie, und wie ist ihr Name, mein Herr?

Und ich wiederhole Ihnen, ich bin der Baron von Marschall, der Vater dieser Dame.

Herr von Belleville verneigte sich spöttisch. Nun wohl, mein Herr, sagte er lächelnd. Wenn die Frau von Marschall im Stande gewesen ist, Sie das glauben zu machen, so ist das ein Beweis, daß sie eine sehr geistreiche und redegewandte Dame ist, und daß Sie ein sehr guter, leichtgläubiger Mann sind.

Vielleicht bin ich weniger leichtgläubig, als Sie denken, sagte Herr von Marschall ruhig. Es würde mir zum Beispiel schwer, ja unmöglich sein, zu glauben, daß Sie ein wirklicher Edelmann sind, während ich Ihnen von mir versichern kann, daß ich nicht

bloß ein Edelmann, sondern ein Mann von Ehre bin.

Herr von Belleville war im Begriff eine zornige und herausfordernde Antwort zu geben, als die Thüren zu dem Speisesaal geöffnet wurden, und ein Meer von Lichterglanz und Wohlgerüchen in den Saal ergossen.

Zur selben Zeit trat die Königin mit den Prinzessinnen und ihrem Hofstaat aus der Thür des Spielzimmers in den Saal, und machte durch ihr Erscheinen jedes Gespräch und jede laute Aeußerung verstummen.

Schweigend und mit einem sanften Lächeln durchschritt die Königin den Saal, um sich zur Tafel zu begeben, und vor ihrer stillen und reinen Hoheit neigten sich alle Häupter, senkte sich jeder Blick zu Boden.

Dann, als die Königin sich niedergelassen, gab der Ober-Ceremonienmeister das Zeichen, daß es auch allen Uebrigen gestattet sei, sich zu setzen, und jetzt schmetterten die Fanfaren, jetzt flogen die Bedienten in ihren goldenen Livréen auf und ab, um auf silbernen Tellern den Gästen der Königin die auserlesenen, duftenden Speisen darzureichen, welche der erfinderische Kopf des Herrn von Pöllnitz für den heutigen Abend ausgewählt.

Nichts ist so im Stande, die Gemüther zu beruhigen, als ein kostbares und ausgesuchtes Mahl, und die übermüthigen Herren Franzosen hatten bald bei den exquisiten Speisen ihren Zorn und ihre gekränkte Eitelkeit vergessen, und ließen es sich wohlschmecken an der Tafel des Königs, und aßen und tranken zu Ehren des kühnen und tapferen Prinzen, der sie von Roßbach hierher gesandt. — Aber wenn

die schönen Speisen sie ihres Zornes vergessen machten, so belebte der feurige Wein bald nur noch mehr ihren leichtsinnigen Uebermuth, und ließ sie vergessen, daß sie sich an der Tafel einer Königin befänden. Immer lauter und ausgelassener ward ihre Fröhlichkeit, immer tobender und rücksichtsloser ihr ungenirtes Lachen, und in ihrer tollen ungebundenen Lustigkeit wagten es sogar einige von ihnen, halblaut diese kleinen pointirten und zweideutigen Chansons anzustimmen, welche das Volk in Paris zu singen pflegte, und welche die Marquise von Pompadour, wenn sie dieselben von ihren Hofherren singen hörte, weinen machten vor Lachen.

Vergebens war es, daß der Hofmarschall sie leise und mit allen Formen der Höflichkeit ersuchte, nicht bei Tafel zu singen. Wir haben so lange dem unangenehmen und langweiligen Gekrächze Ihrer Sänger zuhören müssen, sagten sie, daß wir uns jetzt wohl ein wenig dafür entschädigen können. Ueberdies, sagte Herr von Belleville ganz laut, überdies gehört es jetzt zum bon ton bei Tafel zu singen, und die Herrschaften müssen es uns Dank wissen, wenn wir hier die neuen Moden von Paris einführen.

Sie sangen, plauderten und lachten weiter, und übertönten mit ihrer lauten Unterhaltung fast die Musik, die in schmetternden Klängen den Saal durchrauschte. Je länger die Tafel dauerte, desto mehr steigerte sich der Uebermuth der französischen Officiere, und selbst ihre Leidensgenossen, die österreichischen und russischen Officiere, blickten mit Entsetzen auf sie, und baten sie endlich fast laut, ihrer tollen und ungeeigneten Lustigkeit Zügel anzulegen.

Aber die Franzosen achteten nicht darauf, ja,

Herr von Belleville und einige seiner Freunde wagten es, während des Desserts sich von ihrer Tafel zu erheben, und zu der Tafel zu gehen, an welcher die Königin mit den Prinzessinnen saß, und die von den übrigen Tafeln gesondert, in der Mitte des Saals stand. Mit kecken und übermüthigen Blicken betrachteten sie die Prinzessinnen, und hinter dem Sessel der Königin sich aufstellend, begannen sie mit lautem Gekrach sich mit ihren Zähnen Nüsse aufzuknacken, deren Schalen sie achtlos neben der Königin auf den Boden fallen ließen.*)

Die Königin sprach lächelnd und sanft mit der neben ihr sitzenden Prinzessin Wilhelmine weiter, und schien durchaus keine Ahnung zu haben von diesen Unziemlichkeiten, die sich hinter ihr begaben, nur war ihr Antlitz noch bleicher als gewöhnlich, und ihre Augen waren wie von einer Thräne umschleiert.

Ich bitte Sie, Majestät, haben Sie die Gnade, die Tafel aufzuheben, flüsterte Prinzessin Wilhelmine. Denn sehen Sie nur das zornflammende Antlitz der Prinzessin Amalie. Es steht ein Gewitter auf ihrer Stirn, und es ist schon im Begriff loszubrechen.

Sie haben Recht, es ist das beste Mittel, diese Folter zu beenden, sagte die Königin sanft, indem sie sich von der Tafel erhob, und damit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gab.

Während die Königin mit dem Hof den Saal verließ, näherte sich der Baron von Marschall dem Herrn von Belleville.

Mein Herr, sagte er, ich habe Ihnen schon vorher bemerkt, daß ich meine Leichtgläubigkeit nicht so weit treibe, Sie für einen Edelmann zu halten.

---

*) Thiébault. Vol. II. p. 90.

Während der Tafel haben Sie bewiesen, daß ich sehr wohl daran that, zu zweifeln, denn Sie und Ihre Freunde haben es genugsam bewiesen, daß Ihnen die Pflichten eines Edelmannes und Cavaliers fremd sind, und daß es Ihnen durchaus fremd ist, wie man sich in der Gesellschaft zu benehmen hat.

Ah, rief Belleville, zitternd vor Zorn, diese Beleidigung fordert Genugthuung.

Und ich bin sehr bereit, sie Ihnen zu geben, sagte Herr von Marschall. Haben Sie die Güte, mir Zeit und Ort unserer Zusammenkunft zu bestimmen.

Ah, Sie wissen wohl, rief Herr von Belleville, daß ich ein armer Gefangener bin, welcher sein Ehrenwort gegeben, sein Schwert nicht gebrauchen zu wollen.

Und Sie waren so übermüthig und frech, sagte Herr von Marschall, weil Sie das demzufolge in vollkommener Sicherheit wagen konnten, da Sie wußten, daß man Sie, Dank Ihrem Ehrenwort, nicht zu züchtigen vermöchte.

Mein Herr, schrie Belleville, Sie vergessen, daß Sie nicht bloß mit einem Edelmanne, sondern mit einem Soldaten sprechen.

Nun, ich weiß, daß ich mit einem französischen Soldaten von Roßbach spreche, der dort seinen Pudermantel und seine Pomadendosen verloren hat!

Belleville, außer sich vor Zorn, griff nach seinem Schwert, das er halb aus der Scheide zog. Gott sei Dank, ich habe ein Schwert, solche Beschimpfung zu rächen, schrie er. Ich habe mein Ehrenwort gegeben, meinen Degen nicht in der Schlacht gegen die Preußen zu ziehen, aber hier werden wir Mann gegen Mann, und nicht in einer Schlacht gegenüber-

stehen, und ich werde also mein Wort nicht brechen. Ich fordere Sie, mein Herr, ich fordere Sie! Ich will Genugthuung haben für diese Beleidigung. Sie haben mich beleidigt als Edelmann, als Soldat und als Franzose, Sie sind mir Genugthuung schuldig, und keine Rücksichten sollen mich mehr binden. Ich darf mein Schwert nicht führen, nun wohl, so schießen wir uns auf Pistolen, und was Ort und Zeit anbelangt, so werde ich Sie morgen früh acht Uhr im Thiergarten erwarten.

Ich nehme Ihre Bedingungen an, und erwarte Sie mit Ihrem Secundanten, sagte Herr von Marschall sich verneigend.

Und wenn der Herr Baron noch keinen Secundanten gewählt haben, sagte eine sanfte Stimme hinter ihm, so bitte ich, mich zu demselben anzunehmen.

Herr von Marschall wandte sich um, und sah da vor sich einen Officier in der österreichischen Uniform.

Der Graf Ranuzi! rief Belleville erstaunt. Wie, Monsieur, Sie bieten Sich meinem Gegner als Secundanten an, während ich daran dachte, Sie um diesen Dienst zu bitten?

Ich vermuthete das wohl, sagte Ranuzi mit seinem gewohnten feinen und ruhigen Lächeln. Deshalb wollte ich Ihnen zuvorkommen. Das Recht ist durchaus auf der Seite des Herrn Barons von Marschall, und wenn ich mich demselben als Secundanten anbiete, so thue ich das im Namen aller hier anwesenden österreichischen Officiere, welche gleich mir mit schmerzlicher Empörung die Auftritte dieses Abends gesehen haben; und da ohne Zweifel die Welt von denselben erfahren wird, so möchten wir

durch eine offene Demonstration beweisen, daß wir das Betragen der Herren Franzosen durchaus nicht billigen. Die Nußschalen hinter dem Fauteuil der Königin haben uns zu Ihren Widersachern und Gegnern gemacht, Herr von Belleville.

Aber wir schlagen uns nicht wegen dieser, sondern wegen der Beleidigungen, welche sich Herr von Marschall gegen mich erlaubt hat! rief Herr von Belleville. Werden Sie nun noch der Secundant meines Gegners sein wollen?

Ich mußte Sie wohl beleidigen, sagte Herr von Marschall, weil Sie mir wegen der Nußschalen keine Genugthuung geben wollten, aber seien Sie überzeugt, daß ich mich nicht mit Ihnen schieße, damit Sie mit meinem Blut diese Beleidigung auslöschen können, sondern nur einzig und allein deshalb, damit Ihr Blut die Nußschalen von dem Fauteuil der Königin abwasche.

Und indem der Baron sich sodann an den Grafen Ranuzi wandte, sagte er: Ich nehme Ihr Anerbieten an, mein Herr, und freue mich, in Ihnen die Bekanntschaft eines wirklichen Edelmannes zu machen. Haben Sie die Güte, mit dem Secundanten des Herrn von Belleville die nöthigen Verabredungen zu treffen, und erlauben Sie mir, Sie morgen früh abzuholen. Nur das sage ich sogleich, daß, wenn es dem Herrn belieben sollte, Friedensversuche zu machen, ich nicht geneigt sein werde, auf dieselben einzugehen. Preußen und Frankreich sind im Krieg begriffen, und da mein König noch keinen Frieden gemacht hat, so will ich auch nichts davon hören. Die Nußschaalen liegen noch hinter dem Fauteuil der Königin und nur das Blut des Herrn von Belleville kann die Spuren dieser unsauberen Beleidigung hinwegspülen.

Er verneigte sich lächelnd vor Ranuzi und entfernte sich dann, um zu seiner Tochter zu gehen, welche ihn bleich und zitternd in dem nächsten Saal erwartete.

Oh, mein Vater, sagte sie mit hervorstürzenden Thränen, um mich wollen Sie Ihr Leben in Gefahr setzen, um mich dem Tode entgegentreten?

Ihr Vater legte mit einem sanften Lächeln seinen Arm um ihre Schulter. Nein, mein Kind, sagte er, nicht um Dich! Dein Name, Gott sei Dank, wird in dieser Affaire nicht genannt werden, und wenn ich ein Duell habe, so bist Du nicht die Veranlassung dazu, und Niemand wird sagen können, daß der gekränkte Vater eine Beleidigung seiner Tochter zu rächen habe. Die Welt wird nichts von diesen Dingen erfahren, und wenn ich mich morgen mit Herrn von Belleville schieße, so geschieht das durchaus nicht wegen Deiner, sondern wegen der Nußschaalen hinter dem Fauteuil der Königin.

IX.

Das Duell und seine Folgen.

In der Frühe des nächsten Morgens sprengten zwei Reiter die Linden hinunter, und ihre laute Unterhaltung, ihr keckes und lustiges Lachen weckte die Neugierde der Portiers, die gähnend in den Hausthüren standen, und machte, daß die mit dem Reinigen der Zimmer beschäftigten Hausjungfern die Fenster

öffneten, um mit staunender Verwunderung diesen beiden schönen und geputzten französischen Officieren nachzusehen, welche zu einer so ungewohnten frühen Stunde schon einen Spazierritt nach dem Thiergarten unternahmen.

Herr von Belleville warf den Mädchen, wenn sie jung und leidlich hübsch waren, im Vorüberreiten zärtliche Kußhändchen hin, und rief ihnen zu, sie möchten diese Küsse mit den zärtlichsten Grüßen an ihre schönen Herrinnen abgeben.

Nun, glücklicher Weise, sagte sein Begleiter lachend, verstehen diese guten Berlinerinnen unsere Sprache nicht genug, um ihren Herrinnen diese neueste Insolenz des Herrn von Belleville berichten zu können.

Sie nicht, aber ihre Herrinnen, und Sie meinen doch wohl nicht etwa, daß diese heute morgen noch schlafen? Nein, ich bin fest überzeugt, daß sie heute früh genug aufgestanden sind, um hinter ihren Dienerinnen versteckt, uns vorüberreiten zu sehen. Denn Sie wissen wohl, hier in dieser Straße und in diesen Häusern wohnt das, was sich hier vornehme Gesellschaft nennt, und diese Leute waren natürlich gestern im Schloß, und wissen daher von unserem Duell. Oh, ich denke, unsere gute Marquise wird mich eines Tages glänzend belohnen für dieses Duell, und wenn ich ihr erzähle, daß ich hinter dem Fauteuil der Königin wie ein Gamin im Palais royal Nüsse geknackt habe, und daß ich mich wegen dieser Nußschaalen geschossen habe, so wird sie Thränen lachen, Thränen, die ich mich bestreben werde, für mich in Brillanten umzuwandeln!

Sie sind also ganz sicher dieses Duell unbeschädigt zu überstehen? fragte sein Secundant.

Ah, wie könnte ich daran zweifeln? Ich, der bei

jedem unserer reizenden Scheibenschießen in Versailles den Preis davon getragen habe, und dann dieser dumme deutsche Landjunker, der ohne Zweifel schon entsetzt ist über den Gedanken, nicht nach Spatzen, sondern nach einem Menschen schießen zu sollen. Nein, vraiment, ich zweifle gar nicht an meinem Siege, und freue mich wahrhaft auf dieses Déjeuner dinatoire, mit dem meine Freunde unsern Sieg zu feiern gedenken.

Aber, sagte sein Secundant zögernd, lassen Sie uns den unglücklichen Fall annehmen, daß Sie nicht Sieger würden. Man muß ja in dieser schlimmen, vom Zufall regierten Welt auch immer auf das Schlimme vorbereitet sein, — würden Sie in diesem Fall mir gar keine Aufträge zu ertheilen haben?

Herr von Belleville hielt sein Pferd an, das eben im Begriff war durch das Thor nach dem Thiergarten einzulenken. Sie bestehen also durchaus darauf, mich begraben zu wollen? Nun, ich will Ihnen für diesen Fall meinen letzten Willen kund thun. Sie verfügen sich sodann in mein Quartier, öffnen mit diesem Schlüssel mein Schreibpult, ziehen die unterste Chatoulle links hervor, und drücken an dem kleinen Knopf, den Sie da bemerken werden. Dann werden Sie eine Chatoulle hervorspringen sehen und in dieser Briefe und Papiere finden. Diese packen Sie sorgfältig zusammen und schicken dieselben auf dem Ihnen wohlbekannten Wege an den Grafen Bernis nach Paris. — Was meinen Nachlaß anbetrifft, so wissen Sie, daß ich niemals Geld, aber immer Schulden habe. Meine Kleider und Effecten kann mein treuer Diener François bekommen, dem ich seit einem Jahr keine Gage mehr bezahlte. Damit ist mein Testament gemacht. Aber halt, die Haupt-

sache hätte ich fast vergessen. Sollte der unmögliche und undenkbare Fall eintreten, daß dieser deutsche Dorfteufel mich erlegte, so vermache ich den französischen Officieren die Pflicht mich zu rächen, und meine Rache an dieser übermüthigen Tochter meines Gegners, an allen diesen prüden und langweiligen Schönheiten hier zu der ihrigen zu machen. Sie müssen dann das ausführen, was ich heute thun wollte, und wovon ich Ihnen den Plan gestern Abend mittheilte. Ich habe diese Nacht das Verzeichniß entworfen und meine Notizen hinzugefügt. Es sind nur noch so viele Abschriften davon zu machen, als erforderlich sind, um dieselben dann an den geeigneten Plätzen anzukleben. Falle ich, so muß das in der nächsten Nacht geschehen, damit meine irrende Seele in dem Bewußtsein der gelungenen Rache ihre Ruhe finde. Sollte wirklich die Kugel meines Gegners mich treffen, so eilen Sie sofort zu mir, und bevor irgend Jemand es wagen darf, Hand an mich zu legen, nehmen Sie zuerst aus meiner Brusttasche das Papier, welches Sie darin finden werden, und stecken es zu sich. Es ist das Verzeichniß, und also mein Vermächtniß an meine Kameraden. Schwören Sie mir genau so zu handeln, wie ich Ihnen gesagt habe? —

Ich schwöre es Ihnen!

Und nun, mon ami, lassen Sie uns diese langweiligen Todesgedanken vergessen und dem Leben lustig und keck in's Antlitz schauen, denn das Leben wird nicht den Muth haben, mit einem tapferen Sohn der belle France zu brechen!

Er zog den Zügel seines Pferdes straffer an, und sprengte durch das Thor in den Thiergarten ein. Sich dann zur Rechten wendend ritt er mit seinem Be-

gleiter eine Zeitlang im Schatten der Bäume hin und bog dann in eine Seitenallee ein die hier zu einem rings von hohen Eichen umgebenen freien Platz führte.

Wie er jetzt hinter sich das Rollen eines Wagens vernahm, wandte er sich um, und begrüßte mit einem heiteren Lachen die beiden Herren, welche in der offenen Calesche dahergefahren kamen.

Er hielt sein Pferd an, um an ihrer Seite zu reiten, und dann das stolze und schöne Thier durch die eingedrückten Sporen reizend, ließ er es allerlei schwierige und kunstvolle Evolutionen ausführen, welche den kühnen Reiter in aller Grazie seines faden Uebermuthes bewähren konnten.

Auf dem Platz des Rendezvous angelangt schwang er sich leicht aus dem Sattel und band sein Pferd an einem der Bäume fest. Dann näherte er sich dem Baron von Marschall, welcher eben hinter dem Grafen Ranuzi aus dem Wagen stieg.

Man kann in der That nicht vorsichtiger sein, als Sie es sind, mein Herr, sagte er lachend. In einem Wagen sich zum Duell verfügen, wirklich, das ist eine sehr weise und in diesem Fall begründete Vorsorglichkeit.

Eine Vorsorglichkeit, die ich um Ihretwillen geübt, sagte Herr von Marschall ernst. Sie werden eines Wagens benöthigt sein, und da ich mir denken konnte, daß Sie als Fremder keinen Wagen in Berlin haben, so brachte ich den meinen. Er steht Ihnen nachher zur Verfügung!

Ah, wirklich? Sie sind allzugütig, nur hoffe ich von dieser Güte keinen Gebrauch machen zu können.

Jetzt näherte sich Ranuzi dem Baron, um der Sitte gemäß einen letzten Sühneversuch zu machen.

Herr Graf, sagte dieser ernst, Sie wissen wohl, daß nicht ich der Schuldige bin, und daher keinen Schritt zu einer Versöhnung thun kann, und ich denke, der Herr von Belleville wird das ebensowenig thun wollen.

Ich denke dem Herrn Baron zu beweisen, daß ich ein Edelmann bin, und zwar ein tapferer, sagte Herr von Belleville lachend, und was die Nüsse anbetrifft die ich hinter dem Fauteuil der Königin geknackt habe, so bedaure ich nur deshalb es gethan zu haben, weil sie, wie Alles hier in Ihrem abscheulichen Berlin hohl waren.

Nein, mein Herr, sie waren nicht alle hohl, sagte Herr von Marschall, den Hahn seiner Pistole aufziehend. In einer dieser Nüsse saß der Todtenwurm, welcher sich jetzt bald in Ihr Fleisch einbohren wird!

Er verneigte sich leicht gegen Herrn von Belleville und nahm dann den von seinem Secundanten ihm bezeichneten Platz ein.

Alsdann näherte sich der Secundant dem Herrn von Belleville und führte ihn weit hinüber nach der äußersten Spitze des Platzes.

Der Franzose lachte laut auf. Wie? sagte er. Wollen Sie mich an das äußerste Ende der Welt stellen, um vor der Kugel meines Gegners gesichert zu sein?

Mein Herr, rief die ernste und feierliche Stimme des Herrn von Marschall, Sie werden mir immer noch zu nahe sein!

Nun denn, Herr Baron, sagte Belleville, sich lächelnd auf dem Absatz drehend; ich lasse Ihnen den Vortritt, obwohl ich glaube, daß ich Sie zuerst gefordert habe. Aber dem Alter gebührt der Vorzug. Schießen Sie!

Nein, junger Mann, sagte Herr von Marschall fast traurig, ich will Ihnen noch einen Moment den Anblick der Sonne und der frischen Natur gönnen. Sie sollen also den ersten Schuß haben, und ich rathe Ihnen, geben Sie Ihren Leichtsinn auf, lassen Sie Ihre Hand fest sein und zielen Sie gut, denn wenn sie mich verfehlen, so sind Sie verloren. Ich bin ein guter Schütze, und ich sage Ihnen, ich werde ohne Erbarmen sein!

Es lag etwas so Ueberzeugendes und Sinistres in seinem Ton, daß Herr von Belleville sich unwillkürlich davon ergriffen fühlte. Zum ersten Mal bewölkte sich seine Stirn, und eine leichte Blässe flog über sein Antlitz hin. Aber er bezwang diesen ahnungsvollen Schauer schnell wieder, und hob mit fester Hand sein Pistol empor.

Weithin durch den stillen Park tönte der Knall seines Schusses, aber drüben an der anderen Seite des Platzes stand sein Gegner fest und gerade wie zuvor, und die ernsten Blicke auf ihn hingerichtet.

Herr von Belleville warf sein Pistol zur Erde, und mit einem heiteren Lächeln seine goldene Tabatiére aus seiner Busentasche hervorziehend spielte er mit seinen weißen, von Spitzenmanschetten umgebenen Fingern auf dem goldenen Deckel der Dose. Dann öffnete er sie, und langsam und zierlich eine Prise nehmend, sagte er: Ich erwarte Ihre Kugel!

Herr von Marschall hob die Pistole empor und zielte gerade auf das Haupt seines Gegners, der ihm fest und lächelnd entgegensah. Aber der Anblick dieses jungen, frischen und kühnen Angesichts erweichte wider seinen Willen das edle und großmüthige Herz des deutschen Mannes.

Er ließ den Arm wieder sinken. Mein Herr

sagte er, Sie sind noch so jung, das Leben kann Sie noch bessern; ich werde Sie daher nicht tödten. Indessen, da Sie für dieses Leben einer durchgreifenden Lehre und einer Mahnung bedürfen, so werde ich Ihnen dieselbe geben. Ich werde Sie durch das rechte Bein, oberhalb des Knies schießen.*)

Sodann hob er rasch das Pistol und drückte los.

Als der Pulverdampf sich verzogen hatte, sah man drüben Herrn von Belleville blutend am Boden liegen. — Herr von Marschall hatte Wort gehalten, nur war sein Schuß nicht in das Bein oberhalb des Knies gegangen, sondern durch das Knie selbst, und hatte die Kniescheibe zersprengt.

Wie sein Secundant sich über ihn neigte, flüsterte Herr von Belleville mit brechenden Augen und versagender Lippe: Das Vermächtniß! Vergessen Sie mein Vermächtniß nicht; denn ich glaube, daß ich sterbe! Diese Schmerzen sind fürchterlich.

Der Franzose nahm das Papier aus der Brusttasche des Verwundeten und steckte es zu sich.

Ich werde gerächt werden! murmelte Belleville mit einem convulsivischen Lachen; dann sank er bewußtlos zusammen.

Man trug ihn in den Wagen des Herrn von Marschall, und fuhr ihn langsam in die Stadt zurück.

Herr von Marschall aber begab sich sofort zum Commandanten von Berlin, um ihm Anzeige von dem Geschehenen zu machen, und sich als Arrestant zu stellen.

Der Commandant reichte ihm lächelnd die Hand.

---

*) Die eigenen Worte des Barons von Marschall. Siehe Thiébault. Vol. III. p. 259.

Die Gesetze verbieten das Duell, sagte er, und ich muß Sie allerdings bis auf weitere höhere Ordre als Arrestant annehmen. Das heißt, ich gebe Ihnen Hausarrest, und Sie versprechen mir auf Ehrenwort, Ihr Haus vorläufig nicht zu verlassen. Indessen werde ich mit einem eigenen Courier einen Bericht unmittelbar an den König selbst senden. Ich war gestern im Schloß Zeuge der Veranlassung dieses Duells, Zeuge des Betragens dieser Herren Franzosen, und ich darf nur sagen, daß ich an Ihrer Stelle ebenso gehandelt haben würde. —

Die französischen Officiere erfüllten das Gelübde, welches sie ihrem verwundeten Cameraden gegeben hatten. Er hatte ihnen als sein Vermächtniß die Pflicht auferlegt, seine Rache an Fräulein von Marschall und den übrigen Damen des Hofes und der Gesellschaft zu übernehmen, und sie thaten es.

Am Morgen nach dem Duell sah man an allen Ecken der Hauptstraßen von Berlin große beschriebene Placate angeklebt, die bald Menschenmassen versammelten, welche mit Staunen und Unwillen, mit höhnendem Lachen, mit flammendem Zorn oder schadenfrohem Behagen die unerhörten Dinge lasen, welche da auf diesen Placaten geschrieben standen.

Diese Placate enthielten ein vollständiges Register aller jungen und schönen Damen des Hofes und der Stadt; dem Namen und der üppigen und frivolen Personalbeschreibung jeder Dame waren andere Namen hinzugefügt — die Namen derjenigen französischen Officiere, welche sie mit ihrer Gunst beglückt hätten; und weiter war der Preis angegeben, für den diese Damen den Franzosen ihre Gunst verkauften.*)

*) Thiébault Vol. II. p. 90.

Ein Schrei der Wuth und des Zorns ging durch ganz Berlin. Jedermann war empört über diesen Frevel, diese maßlose Unverschämtheit der französischen Gefangenen, und selbst das Volk nahm diesmal Partei für Diejenigen, welche es sonst gemeinhin zu hassen und zu beneiden pflegt, für die Vornehmen und Reichen. Selbst das Volk fühlte sich beleidigt von dieser Schmach, welche die Franzosen den edlen Töchtern preußischer Männer angethan, und es bedurfte keiner Polizei, um diese Placate von den Mauern zu entfernen. Das Volk selbst riß sie herab, und trat sie zürnend unter die Füße, oder riß sie mit vor Wuth zitternden Händen in kleine Stückchen, die es in alle Winde streute. — Wo irgend einer der Franzosen es wagte, sich auf der Straße zu zeigen, ward er vom Volk mit Verwünschungen und drohenden Schimpfreden verfolgt, und im Interesse der französischen Officiere selbst war es, daß man ihnen auf einige Tage das Erscheinen auf der Straße und an öffentlichen Orten untersagte, um sie vor den Ausbrüchen des öffentlichen Unwillens zu schützen. Außerdem hatte ihre Unziemlichkeit den Franzosen die Thüren all dieser Häuser geschlossen, in denen sie mit so viel Gastlichkeit und Zuvorkommenheit waren aufgenommen worden. — —

Die französischen Officiere hatten ihrem verwundeten Cameraden Wort gehalten, aber der Commandant von Berlin hatte dem Baron von Marschall auch Wort gehalten. Er hatte einen detaillirten und von der allgemeinen Empörung gefärbten Bericht über das Betragen der französischen Gefangenen an den König gesandt, und die Antwort war sogleich erfolgt. Es waren kaum acht Tage ver-

gangen, seit das Volk jene Placate der französischen Officiere von den Straßenecken gerissen hatte, als man in der Frühe des Morgens an denselben Ecken, und genau an der Stelle der vorigen, neue große Placate angeheftet fand, vor denen das Volk sich bald wieder zu sammeln begann. — Aber diesmal erfüllte die Lectüre sie nicht mit Unwillen und Zorn, sondern mit Genugthuung und Freude, und auf allen Gesichtern sah man ein zufriedenes Lächeln, und von allen Lippen vernahm man Worte des Beifalls und der Uebereinstimmung.

Diese Placate waren aber nicht von den französischen Officieren da angeheftet, sondern es war ein Gruß des Königs an seine Berliner nicht allein, sondern an sein ganzes Volk, an ganz Europa, welches der große König schon so weit gebracht, daß es zuhörte, wenn er sprach.

Dieser Gruß des Königs lautete:

„Dem ganzen Europa ist es bekannt, daß ich allen gefangenen Officieren, sowohl Schweden, Franzosen und Oesterreichern, als auch Russen alle mögliche Bequemlichkeit verschafft habe. Zu dem Ende habe Ich ihnen erlaubt, die Zeit ihrer Gefangenschaft in meiner Residenz zuzubringen. Da indessen verschiedene unter ihnen die ihnen zugestandene Freiheit, theils durch einen unerlaubten Briefwechsel, theils durch ein anderes unanständiges Betragen, welches Mir mißfallen mußte, gröblich gemißbraucht haben, so habe ich mich genöthigt gesehen, sie nach der Stadt Spandau zu schicken; welche Stadt man nicht mit der Festung gleichen Namens, die ganz von einander unterschieden sind, verwechseln muß, woselbst sie ebensowenig als zu Berlin eingeschränkt, und nur mehr beobachtet werden. Dieses ist eine

Entschließung, die Niemand wird tadeln können. Sowohl das Völkerrecht, als das Beispiel der wider Mich verbündeten Mächte, berechtigt Mich hinlänglich dazu. Der Wiener Hof hat Keinem von Meinen Officieren, die ihm in die Hände gefallen, erlaubt nach Wien zu kommen; der Russische hat sogar einige derselben nach Kasan geschickt. Indessen, da meine Feinde keine Gelegenheit entweichen lassen, wobei sie Meinen unschuldigsten Handlungen einen falschen Anstrich geben könnten, so habe Ich für gut erachtet, Euch die Ursache bekannt zu machen, die Mich bewogen hat, diese Veränderung mit den kriegsgefangenen Officieren vorzunehmen.

Den 28. April 1759.

Friedrich."

Indessen waren zwei von den kriegsgefangenen Officieren, die wir kennen, nicht in dieses Verbannungsurtheil mit eingeschlossen.

Der Eine war der Baron von Belleville, der an dem Tage, an welchem seine Cameraden, denen man jetzt auch ihre Degen genommen hatte, Berlin verließen, auch aus dem Thore zog, aber als Leiche. Der unglückliche Schuß des Herrn von Marschall hatte eine Amputation zur Folge gehabt, deren Ausgang der Tod des Unglücklichen gewesen. Während seine Freunde, deren Verbannung er zumeist verschuldet hatte, traurig und niedergeschlagen nach Spandau zogen, trug man ihn hinaus auf den Friedhof, und der Leiche hatte man bewilligt, was man den Lebenden genommen, man hatte ihr das Schwert gelassen, um damit noch ihren Sarg zu schmücken.

Der Zweite war der österreichische Officier, Graf Ranuzi, dem es, wegen seines klugen und ausgezeichneten Benehmens und des Beistandes, den er dem

Herrn von Marschall geleistet, gestattet ward, noch ferner in Berlin zu bleiben.

Ranuzi empfing diese Erlaubniß mit einer triumphirenden Freude, und wie er von seinem Fenster aus die nach Spandau abmarschirenden Gefangenen sah, sagte er mit einem stolzen Lächeln zu sich selber: Es stehet geschrieben: „seid klug, wie die Schlangen." Die armen Tollköpfe da haben dieses weise Wort der heiligen Schrift nicht beachtet, und deshalb straft sie das Schicksal, während es mich segnen wird. Ja, mein Werk wird gelingen, und Gott giebt mir seinen sichtbaren Segen, Geduld also, Geduld! Ein Tag wird kommen, wo ich Rache nehme an diesem übermüthigen Feind der Kirche! An diesem Tage werde ich die Fahne der apostolischen Majestät von Oesterreich auf den Wällen von Magdeburg aufpflanzen!

X.

Die fünf Couriere.

Es war am Morgen des dreizehnten August. Die Straßen Berlins waren noch öde und still, und nur hier und dort sah man irgend einen Geschäftsmann langsam und träge seinem Comtoir zuschleichen, einen Arbeiter mit dem Beil auf der Schulter nach seinem Arbeitsplatz gehen, oder die Bedienten und Mägde aus den Bäckerläden das Frühstück für ihre Herr-

schaft holen. Das vornehme und behagliche Berlin schlummerte noch, es erholte sich noch in behaglicher Gemächlichkeit von den Anstrengungen und Gemüthsbewegungen des gestrigen Tages. Denn der gestrige Tag war ein Festtag gewesen; er hatte den Berlinern die Kunde gebracht von dem großen und herrlichen Siege, den der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig bei Minden über das französische Heer unter Broglio und Contades gewonnen hatte. Der Erbprinz war eingedenk gewesen jenes großen Moments beim Beginn des Krieges, wo seine Mutter von ihm Abschied nahm, und im Angesicht des Braunschweigischen Garderegiments ihn zum letzten Male umarmend zu ihm sagte: „Ich verbiete Dir, wieder vor mein Angesicht zu kommen, wenn Du nicht Thaten gethan haben wirst, die Deiner Geburt und Deiner Verwandtschaft würdig sind.*)

Ihr Sohn und der würdige Neffe Friedrichs hatte sich bei Minden jetzt das Recht erkauft, seiner Mutter „wieder vor ihr Angesicht zu kommen." Er hatte durch die Schlachten bei Gohfeld und bei Minden die Niederlage von Bergen wieder ausgeglichen, und der Lorbeer, welchen Brissac sich dort erworben, welkte jetzt wieder dem Tode entgegen.

Berlin, wie gesagt, hatte gestern erst diese Freudenbotschaft erhalten; nach so vielen Trauerkunden, nach so vielen Demüthigungen und Schmerzen hatte es sich jetzt auch einmal wieder einen Tag des Festes und der Freude gönnen, und in öffentlichen Demonstrationen und feierlichen Kundgebungen der ganzen Welt beweisen wollen, wie theuer ihm diese Siege seines Königs und seiner Feldherren, und wie tief

*) Briefe der Schweizer: Bodmer, Sulzer, Geßner rc S. 306.

und innig sein Antheil an denselben sei. Man hatte daher nicht gearbeitet, sondern gefeiert, das Volk war in ganzen Schaaren hinausgezogen in die Hasenheide und den Spreewald, um dort zu jubeln und zu jauchzen, zu spielen und zu tanzen, und die Reichen und Vornehmen hatten sich ihnen zugesellt, um der ganzen Welt zu beweisen, daß in so großen Momenten jeder Unterschied der Stände aufhöre, und jeder Einzelne sich nur als ein Glied des Volks und in seinen Freuden und seinen Leiden sich zu ihm gehörig fühle.

Man schlummerte also heute länger, weil man sich erschöpft fühlte von der freudigen Aufregung des gestrigen Tages. Die Straßen waren noch leer, die Fenster noch geschlossen.

Aber seht, da sprengt durch das Frankfurter Thor ein Reiter herein, staubbedeckt und athemlos, aber das glühende Angesicht strahlend vor Freude. Und wie er durch die Straße dahinsprengt, schwingt er ein weißes Tuch hoch in die Luft, und mit lauter, machtvoller Stimme ruft er: Sieg! Sieg!

Und wie ein Zauberschlag wirkt dies Wort, die Fenster fliegen klirrend auf, die Hausthüren öffnen sich und jauchzend und schreiend stürmen die Menschen dem Reiter nach. Da an der Ecke halten sie ihn an, da umringen sie sein Pferd.

Wer hat gesiegt? schreit es durcheinander.

Der König hat gesiegt! Der König hat bei Kunersdorf die Russen geschlagen!

Und ein einziger Schrei des Entzückens tönt von Aller Lippen! Der König hat gesiegt! Der König hat die Russen geschlagen!

Weiter fliegt der Courier, dem Schlosse zu. Ihm nach stürmt das jauchzende Volk.

Die Tage der Trauer sind vorüber! Das Blut unserer Männer und unserer Söhne ist nicht umsonst nicht ruhmlos vergossen. Sie haben mit ihrem Tode ihrem Vaterlande den Sieg erkauft, sie haben mit dem Blut des fremden, des barbarischen Feindes den Boden unseres Landes getränkt! Wir haben die Franzosen bei Minden, die Russen bei Kunersdorf geschlagen, und jetzt werden wir auch die Oesterreicher schlagen, und ihnen die bei Hochkirch erbeuteten Siegestrophäen wieder abnehmen!

So jauchzt und triumphirt das Volk, und umlagert das Schloß, denn dort hinein ist der Courier gegangen, um der Königin, welche gestern von Schönhausen gekommen ist, und im Schloße übernachtet hat, die erste Freudenbotschaft zu bringen. Und bald fliegen königliche Couriere nach allen Ecken und Enden der Stadt, die Minister und hohen Beamten auf das Schloß zu bescheiden. Zu Fuß und zu Wagen eilen sie herbei, und das Volk empfängt sie mit Jubel, und schreit ihnen entgegen: Der König hat gesiegt! Die Russen sind geschlagen!

Oben öffnet sich jetzt die Thür zu dem Balcon nach dem Schloßplatz hinaus. Minister von Herzberg tritt hinaus und grüßt mit fröhlichem Hutschwenken das Volk, das ihm wie ein jauchzender Löwe seine Grüße entgegenbrüllt. Dann gebietet er mit einem Wink seiner Hand Schweigen, und eine Todtenstille tritt ein. Der Löwe schweigt und schaut horchend empor.

Der Minister spricht. Er erzählt den Berlinern, wie der König mit seinem Heer gestern unweit Frankfurt den Russen eine Schlacht angeboten. Die Russen, an Zahl dem preußischen Heer weit überlegen empfingen die Preußen mit furchtbarem Feuer, aber un-

aufhaltsam, der Kugel und des Todes nicht achtend, stürmten die Preußen vorwärts, stürmten alle Festen, und trieben das russische Fußvolk unter entsetzlichem Blutvergießen bis an den Kirchhof von Kunersdorf zurück. „Um fünf Uhr“, so schloß der Minister seine Rede, „sandte der König den Courier hieher ab. Der Sieg war gesichert!“

Der Sieg war gesichert! tönte das Echo des Volks ihm nach, und mit freudestrahlenden Blicken schaute Einer den Andern an, reichten sich Menschen, die sich nicht kannten, die sich nie einander gesehen, aber sich heute als Brüder Eines Volkes, als Söhne Eines Vaterlandes fühlten, die Hände und beglückwünschten einander.

Auf einmal schrie und jauchzte das Volk wieder höher auf, und am Ende des Platzes sah man über den Häuptern dieser schwarzen wogenden Menschenmasse die Gestalt eines Reiters erscheinen. Er kommt näher und näher, ein zweiter Courier ist's, ein zweiter Bote des Königs an seine Familie und seine Residenz.

Das Volk betrachtet ihn mit mißtrauischen ängstlichen Blicken. Was bedeutet dieser zweite Courier? Was kann er bringen?

Aber sein Antlitz ist heiter und klar, mit strahlendem Lächeln grüßt er das Volk, denn er bringt Sieg, vollständigen Sieg!

Gleich dem ersten Courier reitet er in's Schloß ein, der Königin und den Ministern seine Botschaft zu bringen. — Das Volk umlagert das Schloß, freudetrunken, selig. Von allen Seiten rollen jetzt die Equipagen des Adels heran, denn Jeder, den sein Rang und seine Stellung nur irgend dazu befähigt, will der Königin persönlich seine Glückwünsche

darbringen. Und jetzt naht sich von der Königsstraße her ein ehrwürdiger Zug. Es ist der Magistrat von Berlin. Voran die beiden Bürgermeister von Berlin mit den feierlichen Allongeperrücken und den goldenen Ketten, hinter ihnen die Reihe der ehrwürdigen Senatoren. Auch der Magistrat will der Königin seine Glückwünsche darbringen, auch er eilt auf's Schloß, um im Namen der Stadt seine Freude kund zu geben!

Die Menschenmasse weicht ehrerbietig zurück vor den ehrwürdigen Vätern der Stadt, und öffnet ihnen eine Bahn durch das Gewühl. Aber dann richten sich wieder alle Blicke empor zu dem Balcon, denn dort oben ist der Minister von Herzberg erschienen, und winkt dem Volk Schweigen zu.

Er bringt die Nachrichten des zweiten Couriers.

„Der Sieg ist unfehlbar. Die Russen sind überwunden. Sie hatten sich in tapferer Gegenwehr bis nach Kunersdorf zurückgezogen, und beabsichtigt, in diesem Dorf sich zu halten. Aber unaufhaltsam drangen die Preußen ihnen nach. Sieben Redouten, der Kirchhof, der Kuhgrund, der Spitzberg und ein hundert und achtzig Kanonen waren genommen. Der Feind hatte ungeheuere Verluste gehabt, und war in großer Verwirrung. Das Geschick des Tages schien erfüllt zu sein, und dies bloß durch den Heldenmuth des Fußvolkes, welches weder die unerhörte Blutarbeit, noch die brennend heiße Sonne zurückzuhalten vermocht.*) Um sechs Uhr Abends, als der König diesen Courier absandte, hatte der Feind hinter seiner letzten Schanze auf dem Judenberg seine Zuflucht gesucht!"

---

*) Preuß: Friedrich der Große Th. II. S. 212.

Ein lautes Hurrah ertönt aus den Massen des Volks, als der Minister geendet, und wieder den Balcon verläßt. Nun giebt es gar kein Zweifeln mehr. Der Feind ist vollständig besiegt! Hinter seiner letzten Schanze hat er eine Zuflucht gesucht! Wird ihn der König dort lassen? Wird er den verhaßten Feind auch von dort vertreiben?

Während sich hier und dort Gruppen des Volks bilden, um diese wichtige Frage zu discutiren, während einige Männer in begeisterter Rede, ganz berauscht und trunken vor Freude, von der Herrlichkeit dieses Sieges über den russischen Erbfeind zu dem Volk sprechen, kommt ein dritter Courier dahergesprengt.

Die Menge, athemlos vor Erwartung, gönnt ihm nicht die Zeit zum Schloß zu gelangen. Man muß erst wissen, welche Nachricht er bringt! Heute giebt es kein Zaudern, kein Geheimhalten! Das Volk ist eine große Familie, und sie erwartet die Botschaft ihres Vaters, sie erwartet Nachricht von ihren entfernten Söhnen und Brüdern!

Nur erneuerte Freudenbotschaft bringt der Courier. „Die Russen sind vollständig geschlagen. Der König will ihnen auch in ihrer letzten Verschanzung keine Ruhe gönnen. Mit seinem ganzen Heer, mit Reiterei und Fußvolk, mit allen Kanonen war er eben im Begriff, die letzte Schanze auf dem Judenberg zu stürmen.“

Das ist die Botschaft des dritten Couriers, den man jetzt befriedigt in's Schloß entläßt.

Das Volk ist trunken vor Freude, Stolz und Seeligkeit. Niemand denkt daran, heimzukehren in seine Wohnung; man hat heute keine andere Wohnung, als diesen Platz; jedes andere Haus würde

zu klein sein für diese große Familie, die so sehr das Bedürfniß fühlt, einander ihre Freude, ihr Entzücken auszusprechen.

Und dann — wer könnte nach Hause gehen, während es möglich wäre, daß der König noch neue Couriere abgesandt hätte. Wer könnte nach Hause gehen, bevor er die gewisse Nachricht erhalten, daß der Feind auch aus seiner letzten Schanze vertrieben worden, daß der Judenberg getränkt ist mit Russenblut!

Niemand zweifelt daran, daß diese Nachricht kommen wird, kommen muß; auch nicht das kleinste Zagen, die leiseste Unruhe trübt die reine, die stolze Freude dieser Stunde! — Der Sieg ist gewiß, aber es ist so schön, es immer wieder zu hören, immer neue Bestätigung dieser himmlischen Botschaft zu erlangen! Jedermann blieb daher und wartete.

Immer mehr füllte sich indeß der Platz mit Menschen. Jedermann wollte selbst sehen, selbst hören; Niemand dünkte sich heute zu vornehm, zu zart, zu schwach, um Stundenlang in der brennenden Sonnenhitze, auf dem harten Steinpflaster im wogenden Gewühl der Menschen zu stehen. Neben dem Arbeiter im grauen Leinwandrock sah man elegante Damen in seidenen Gewändern, neben dem Bettler in zerlumpter Jacke den besternten Rock des höheren Beamten, das feine Kleid des reichen Banquiers.

Mehr denn funfzigtausend Menschen waren jetzt auf dem Schloßplatz versammelt und warteten. Worauf sie warteten, das wußten sie selber nicht. Auf neue Siegesnachrichten, auf neue Couriere, welche die Details des herrlichen Sieges brächten. Es war nicht genug zu wissen, daß der König gesiegt habe, man wollte auch die Höhe und Bedeutung des Sie-

ges kennen, und endlich wollte man auch die blutigen Opfer wissen, welche dieser Sieg gekostet habe.

Die Mittagsstunde war längst vorüber. Was kümmerte das dieses glückselige Volk! Es hungerte nicht nach leiblicher Nahrung, es dürstete nicht nach irdischem Trank. Es wollte nichts weiter genießen, als die erhabene Freude des gewonnenen Sieges.

Die Glocke schlug drei Uhr. Da, da kommt abermals ein Reiter dahergesprengt, mit verhängtem Zügel, staubbedeckt., Aber wie? Was ist das? Sein Antlitz ist bleich wie der Tod, seine Augen sind trübe und blicken fast schamvoll und geängstigt umher, und keine glückliche Nachricht steht auf dieser finster beschatteten Stirn.

Was will dieser Todesbote inmitten der Freude, des Triumphes, der stolzen Siegesherrlichkeit? — Man will ihn anhalten, ihn fragen, aber er giebt keine Antwort, er spornt sein Roß, daß es hochaufbäumt, und die Menschen in jähem Schrecken auseinandersprengen. Er giebt keine Antwort. Schweigend reitet er dahin durch die jauchzende, lachende, plaudernde Menge. Aber wo er vorüberkommt, da verstummt das Lachen und Jauchzen, da schweigt das frohe Geplauder. Es ist, als habe der Engel des Todes seine Stirn berührt, und als schaudere es den Glücklichen in seiner umheimlichen Nähe.

Jetzt hat er das Schloßthor erreicht, jetzt steigt er vom Pferde. In athemlosem Schweigen, bleich und zitternd, sie wissen selbst nicht warum, schauen Diejenigen, welche den unheimlichen stummen Boten gesehen haben, zum Balcon empor. — Endlich, nach langem Harren, wird ihre Erwartung befriedigt. Der Minister von Herzberg erscheint wieder auf dem Balcon.

Aber wie? Sein Antlitz ist bleich und von Thränen überfluhtet; wie er den Mund öffnet um zu sprechen, verläßt ihn die Kraft, und er muß sich an dem Gitter des Balcons halten, um nicht umzusinken. Endlich rafft er sich empor. Diesmal hat er nicht nöthig, Stille zu gebieten, denn das Schweigen des Todes ruht über der erstarrten Menge. Als er aber dann spricht, ist seine Stimme so schwach, und zittert so sehr, daß nur Wenige, nur die in den vordersten Reihen Stehenden ihn vernahmen.

Die Schlacht ist verloren! hallt es in dumpfem Ton vom Balcon herab. Die Russen haben gesiegt, denn die Oesterreicher sind ihnen zu Hülfe gekommen. Die Oesterreicher, deren Nähe die Unsrigen nicht ahnten, hatten sich im hohlem Grunde gelagert. Als unser Fußvolk heranstürmte, die letzte Schanze auf dem Judenberg, von welcher es nur noch hundert Schritte entfernt war zu nehmen, trat den Erschöpften und übermäßig Angestrengten Loudon mit seinen frischen Schaaren entgegen, und empfing die Preußen mit mörderischem Feuer, bis ihre Reihen wankten, und sie in wilder Flucht auseinanderstoben, gefolgt von dem wüthenden, kampfesdurstigen Feind. Das Glück des Tages hat sich gewendet, die Unsrigen haben die Schlacht verloren. Noch aber sind wir nicht verloren, denn der König lebt. Er ist leicht verwundet, drei Pferde sind ihm unter dem Leib erschossen, aber er lebt! Und so lange er lebt, ist nicht alle Hoffnung verloren! Auch in der Ferne und inmitten dieses furchtbaren Unglücks, das ihn und seine Armee betroffen, denkt er an seine Berliner. Er sendet Euch seinen väterlichen Gruß, und ermahnt einen Jeden von Euch, an die Rettung seines Hab' und Gut und seines Vermögens zu denken. Denen, welche es in

Berlin nicht sicher genug scheint, und welche den anmarschirenden Feind fürchten, räth der König, sich nach Möglichkeit mit ihrem Vermögen zu entfernen, und vielleicht nach Magdeburg sich zu wenden, wohin auch die königliche Familie heute Abend noch abreisen wird!*)

Als der Minister jetzt schwieg, brach das Volk, welches bis dahin stumm gewesen war vor Entsetzen, in lautes Klagegeschrei, in verzweiflungsvolles Jammern aus. Schrecken und Entsetzen lag jetzt auf allen diesen Gesichtern, die vorher so heiter und strahlend gewesen, Thränen entströmten den Augen, die vorher geleuchtet vor Freude, Wehklagen tönten von den Lippen, die vorher nur Worte des Frohlockens und der stolzen Genugthuung gesprochen.

Und gleichsam, als könnte man noch nicht an das Unerhörte, das Unbegreifliche glauben, als bedürfe es noch einer weiteren Bestätigung dieser furchtbaren Nachricht, forderten Einige den Courier zu sprechen, der die Botschaft gebracht, und die Menge, wie von einem neuen Gedanken, einer neuen Hoffnung beseelt, schrie und brüllte lauter und immer lauter: Der Courier! Der Courier! Wir wollen den Courier selbst sprechen!

Das Geschrei und Rufen ward so laut, daß man endlich ihm willfahren mußte. Der Minister trat wieder hinaus auf den Balcon und verkündete, daß der Courier sogleich hinunter kommen würde auf den Platz.

Nun trat eine athemlose, bange Stille ein. Aller Augen waren nach dem Portal des Schlosses hinge-

---

*) von Archenholtz. Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 260.

wandt, durch welches der Courier kommen mußte. Wie man ihn jetzt in demselben erscheinen sah, drängte und wogte die Masse in rasender Eile ihm entgegen. Geschrei der Angst und Entsetzen, Wehklagen und Jammern ertönte. Das Volk, rasend vor Schmerz, außer sich gebracht durch diesen verzweiflungsvollen Wechsel von stolzem Siegesjubel zu demüthiger und schmachvoller Niederlage, das Volk kannte kein Mitleid, kein Erbarmen mit sich selber mehr. Rasend stürmte es dem Boten des Unglücks entgegen, nicht achtend derer, die es im wilden Getümmel unter seine Füße trat, und die laut jammernd um Hülfe, um Erbarmen flehten.

Jetzt näherten zwei starke entschlossene Männer sich dem Courier. Leicht wie eine Feder hoben sie ihn empor, und setzten ihn auf ihre Schultern. Dann geboten sie ihm zu reden, und dem Volk von dem unerhörten Unglück zu erzählen.

Und der Bote des Schreckens und Entsetzens begann seinen traurigen Bericht. Er wiederholte alles das, was der Minister von Herzberg schon zuvor dem Volke verkündet. Er erzählte von dem mörderischen Gefecht, von dem wüthenden Vordringen der Oesterreicher, dem Rachegebrüll der wieder sich sammelnden Russen. Er erzählte, wie die Kugeln der Feinde ganze Reihen der Preußen niedergeschmettert hätten, wie mehr denn zwanzigtausend Todte und Verwundete der Preußen das Schlachtfeld bedeckten, wie alle Kanonen und Fahnen in die Gewalt des Feindes gerathen!

Und das Volk empfing jede dieser Nachrichten mit lautem Jammern und Wehklagen, mit Weinen, Schreien und Jammergestöhn!

Und auch von dem König erzählte der Courier.

Er selber hatte zu seiner Bedeckung gehört, er war dem König immer ganz nahe gewesen. Er hatte gesehen, wie der König mitten im dichtesten Kugelregen gestanden, auch dann noch gestanden, als seine beiden Flügeladjutanten an seiner Seite fielen. Endlich war eine Kugel gekommen, und hatte das Pferd des Königs, den „Vogel“, so schwer verwundet, daß das Thier sofort zusammengestürzt war. Der König hatte ein anderes Pferd bestiegen und war auf derselben Stelle halten geblieben, und als eine zweite Kugel auch dieses Pferd traf, hatte der König ruhig das Pferd seines Flügeladjutanten, des Hauptmann von Götzen bestiegen. In demselben Moment aber traf eine Flintenkugel den König vor der Brust, aber das goldene Etui, das der König in der Tasche trug, hatte die Kugel unwirksam gemacht, und ohne sich beirren zu lassen, war der König auf derselben gefährlichen Stelle geblieben. Vergeblich hatten die Generäle und Adjutanten des Königs ihn beschworen, diesen Ort zu verlassen, und an seine eigene Sicherheit zu denken. Der König hatte ihnen erwiedert: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß hier so gut wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun.“*)

Als der Courier in seiner von Jammern und Wehklagen oft unterbrochenen Rede so weit gekommen war, fragten mehrere Stimmen: Und wo ist der König jetzt? Wo ist der König geblieben?

Der Courier antwortete nicht, aber als diese Frage immer ängstlicher, immer stürmischer wiederholt ward, erzählte er weiter, wie der König mitten in der Verwirrung und dem Entsetzen der Flucht

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Preuß Th. II. S. 214.

ihn zu sich gewinkt, und ihm befohlen habe, sofort nach Berlin zu jagen, und die Trauerkunde und die mündliche Botschaft des Königs, welcher derselben noch ein mit Bleistift beschriebenes Zettelchen an den Minister von Herzberg hinzugefügt, dahin zu bringen. Alsdann sei der König an ihm vorübergejagt, dem Feind gerade entgegen, als wünsche er, daß ihre Kugeln ihn treffen möchten. Eine kleine Schaar seiner Getreuen war ihm gefolgt.

Der König ist verloren! Der König ist gefangen! Verwundet, vielleicht sogar todt! schrie und wimmerte das Volk in verzweiflungsvoller Wehklage.

Auf einmal ward dieses Jammergeschrei von lauten Freudenrufen, von Vivatgeschrei und Jauchzen unterbrochen, das sich lavinenartig, immer mächtiger, immer donnernder anschwellend, von der anderen Seite des Platzes daherwälzte. Ein neuer, ein fünfter Courier war gekommen, — er hatte die Nachricht von der vollständigen Niederlage der Russen, von dem glänzenden Siege des Königs und seiner Armee gebracht!*)

Nun ereignete sich eine dieser wunderbaren, unerhörten und majestätischen Scenen, wie keine menschliche Phantasie sie zu erfinden und vorzubereiten, wie nur die Vorsehung sie hervorzurufen und zu gestalten vermag. Wie vom Sturmwind der verschiedensten, der gewaltigsten Leidenschaften gepeitscht, wogte diese Masse des Volkes auf und ab. Während man hier noch klagte und jammerte um die Nachrichten, die man von dem Unglücksboten empfangen, jubelte und jauchzte man dicht daneben über die frohe Kunde, welche der fünfte Courier ge-

---

*) Briefe der Schweizer 2c. S. 317.

bracht. Während Diejenigen, welche dem vierten Courier nahe genug gestanden, um seine Worte zu vernehmen, sich umwandten, um den entfernter Stehenden die Trauerkunde zu bringen, kamen von der anderen Seite des Platzes ihnen jauchzende Volksmassen entgegengezogen, welche mit Jubelgeschrei die Siegesnachrichten des fünften Couriers meldeten. Hier sah man Männer die Arme zum Himmel erheben, und Gott danken für den glücklich errungenen Sieg, unweit von ihnen Andere, die wie erstarrt vor sich hinblickten, und bewegungslos, tief gebeugt da standen, hier jubelten Frauen mit freudestrahlendem Antlitz über den Heldenkönig, dort klagte und jammerte das Volk, der König sei verschwunden, gefangen oder todt. Wie bei dem Thurmbau zu Babylon sprach und jammerte das Volk in tausend Zungen, und Niemand achtete des Anderen, sondern war versenkt nur in seine eigenen leidenschaftlichen Gefühle. — Gleichsam wie in zwei feindliche Heeresmassen getheilt, wogte das Volk gegen einander auf, und jede dieser Heeresmassen hatte ihren Anführer, der sie lenkte und bestimmte. Und wie diese Tausende einander näher rückten, wie sie anfingen sich zu verständigen und ihre widerstreitenden Gefühle mit einander auszutauschen, da riefen sie ihre Anführer, diese beiden Couriere, zur Entscheidung auf, da trugen Männer der verschiedenen Parteien auf ihren Schultern mitten durch das Gedränge hindurch die beiden Boten zu einander hin. Als sie sich dicht einander gegenüberstanden, trat eine tiefe, eine entsetzensvolle Stille ein. Das Schreien und Klagen, das Jauchzen und Vivatrufen verstummte. Jedermann fühlte, daß man dem furchtbaren oder herrlichen Moment der Entscheidung gegenüberstehe, und athemlos, wie

gebannt, standen mehr als funfzigtausend Menschen da.

Es war ein kurzes, ein entsetzlich lakonisches Gespräch, das diese beiden Soldaten, welche da auf den Schultern der Männer des Volkes standen, mit einander führten.

Wann bist Du vom König abgeschickt? fragte der vierte Courier den fünften.

Um sechs Uhr Abends, sagte dieser. Der König hat mir selbst die Botschaft übertragen.

Wo standen damals die Unsrigen? fragte der vierte Courier.

Sie standen damals vor dem hohlen Grund, und die Russen hatten sich hinter die letzte Schanze auf dem Judenberg zurückgezogen. Die Schlacht war gewonnen. Wir hatten hundert und zwanzig Kanonen erbeutet, und schon spazierten viele der Unsrigen auf dem Schlachtfeld umher, und besahen sich die erbeuteten Batterien.*)

Ja, sagte der vierte Courier traurig. Das war um sechs Uhr. Aber um sieben Uhr waren wir auf der Flucht, denn Loudon war aus dem hohlen Grund hervorgebrochen, und die Russen hatten sich wieder gesammelt. Du bist um sechs Uhr von der Armee fortgeritten, und ich um halb acht Uhr, und ich bin rascher geritten wie Du. Unglücklicherweise habe ich Recht, die Schlacht ist verloren!

Die Schlacht ist verloren! schrie und heulte das Volk. Der König ist verloren! Wehe uns! Wehe!

In diesem Augenblick sah man mitten durch die Volksmenge hindurch die Vorreiter der königlichen Equipagen sich mühsam Bahn machen, indem sie die

*) Briefwechsel der Schweizer; Bodmer, Sulzer, Geßner S. 318.

Leute baten bei Seite zu treten, und die Straße frei zu machen, damit die Reisewagen des königlichen Hofes zum Schlosse gelangen könnten.

Diese Worte verbreiteten neues Entsetzen. Wir sind verloren! schrie Alles. Lasset uns fliehen! fliehen! Auch der Hof, auch die Königin und die Prinzessinnen fliehen. Suche Jeder sich zu retten, denn die Russen werden nach Berlin kommen, und sie werden uns Alle vernichten. Wir sind verloren und verlassen, und Niemand weiß wo der König ist!

Und wie vom Wahnsinn getrieben, stürzten die Massen auseinander wie ein Meer, das sich zertheilt, und in wogenden Strömen sich hier und dorthin ergießt, und der Jammer, der erst nur auf dem Schloßplatz getönt, er fand bald einen Wiederhall in allen Straßen, und in allen Häusern!

Leute suchen der Stadt zu retten, und die Straße frei zu machen, damit die Reisewagen des Königlichen Hofes nach Schlosse gelangen konnten.

Diese Worte verbreiteten neues Entsetzen. Wir sind verloren! schrie Alles. Rettet und schnell fliehen! Auch der Hof, auch die Königin und die Prinzessinnen flüchten. Suche Jeder sich zu retten. Denn die Russen werden nach Berlin kommen, und sie werden uns Alle vernichten. Wir sind verloren und verlassen, und Niemand weiß wo der König ist!

Und wie vom Wahnsinn getrieben, flüchteten die Massen auseinander wie ein Meer, das sich zertheilt, und in wogenden Strömen sich hier und dorthin ergießt, und der Jammer, der erst nur auf dem Schloßplatz ertönt, er fand bald einen Widerhall in allen Straßen, und in allen Häusern!

Zweites Buch.

Nach der Schlacht von Kunersdorf.

I.

Nach der Schlacht.

Der Donner der Kanonen war verstummt, das Prasseln der Pelotonfeuer hatte aufgehört. Ruhig und still war es auf der großen Ebene bei Kunersdorf, wo vor einigen Stunden noch die mörderische Schlacht gewüthet. Aber welche Ruhe war dies, und wie grausig diese Stille, welche über dem blutdampfenden Schlachtfeld lagert! Die Ruhe des Todes war es, und die Stille, welche dieser schauerliche Bote des Himmels als Siegel seiner Liebe auf die bleichen Menschenlippen drückt! — Wohl denen, welche dieser Kuß gleich schnell von hinnen geführt hat, welche nicht so zu leiden haben, wie diese, die dort lebend noch und doch dem Tode angehörend, noch unter den Tausenden dieser Leichen zerstreut umher liegen. Dei kalte Leichnam ibres Nachbars ist das Kissen, auf welches allein sie ihr blutiges Haupt betten, das Gestöhne der Sterbenden ist die schauerliche Melodie gewesen, die sie aus ihrer Betäubung weckte, und der sternenbesäete Himmel dieser hellen durchsichtigen Sommernacht ist das einzige Auge der Liebe, das sich über sie neigt.

Wohl denen, welche das mörderische Schwert, und die zerschmetternde Kugel gleich von hinnen geführt hat! Wehe diesen, welche da in ihren Schmerzen und ihrer Qual, lebend, athmend, ihrer Leiden und ihres Unglücks sich bewußt, auf dem Schlachtfeld liegen, denn jetzt ist es um sie geschehen, jetzt vernimmt man das Stampfen und Wiehern von Pferden, es kommt näher und näher. Der Mond wirft die langen Schatten einherjagender Reiter über das Schlachtfeld hin. Unheimlich ist es anzuschauen, wie sie rasch daher sprengen, hinwegsetzend über die hingestreckten Schaaren der Leichen, nicht achtend der Sterbenden, die unter den Hufen ihrer kleinen Pferde den letzten Seufzer verhauchen! Aber der Kosack hat kein Mitleid, und ihn graut und schaudert es nicht inmitten dieses ungeheuren offenen Grabes, welches Tausende von Menschen wie eine einzige Leiche in sich aufgenommen hat. Der Kosack ist gekommen, um zu plündern und zu rauben, und ihm gilt's gleich, ob Freund oder Feind. Er ist der Erbe der Gestorbenen sowohl, wie der Sterbenden, und er ist da, sich seine Erbschaft zu holen. Wo ein Ring an der Leichenhand blitzt, da springt der Kosack vom Pferde und reißt ihn ab, und läßt ihn in den Abgrund seiner Tasche fallen. Wo eine reichgestickte Uniform sein Auge reizt, da reißt er sie dem, welcher sie trägt, gleichviel ob er schon gestorben ist, oder noch athmet und röchelt, von dem blutenden, wundenzerfetzten Leibe.

Seht da diesen Krieger, welcher ächzend vor Schmerzen, mit zerschossenen Gliedern, blutend aus vielfachen Wunden, im Graben liegt. Er ist auf den Tod verwundet, aber das Schwert hält er noch in seiner Hand, — in seiner linken Hand, denn seine

rechte Hand ist ihm von einer Kugel fortgerissen worden. Ein Kartätschenschuß hat ihm die Glieder zerschmettert, und da haben ihn seine Soldaten in diesen Graben getragen, damit er nicht von den Hufen der Pferde zertreten werde. Da haben sie ihn der Gnade Gottes nicht allein, sondern auch der Gnade der Menschen übergeben.

Aber der Kosack weiß nichts von Gnade! Das ist ein Wort, welches er in seinem russischen Heimathslande nimmer gehört hat. Er fürchtet seinen Gott, er fürchtet seinen Czaaren und seinen Hauptmann, er fürchtet die Knute vor allen Dingen. Er weiß nichts von Gnade! Sie ist an ihm niemals geübt, wie soll er sie an Andern üben. — Wie der Kosack den preußischen Officier in der goldgestickten Uniform sieht, springt er vom Pferde, und wirft ihm die Zügel über. Ein schriller Pfiff belehrt das kluge Thier, des Kosacken bessere Hälfte, daß es da ruhig stehen bleiben soll. Der Kosack steigt hinunter in den Graben, auf dessen morastigem Grunde der preußische Krieger — der deutsche Dichter — gebettet ist! — Denn ein deutscher Dichter ist es, der da liegt, ein Dichter von Gottes Gnaden. Ganz Deutschland kennt ihn, den Sänger des Frühlings, ganz Deutschland hat seine herrlichen Lieder gelesen, und sich an ihnen begeistert. Den preußischen Major Ewald von Kleist nennt der Sachse und der Oesterreicher seinen Feind, aber den deutschen Dichter Ewald von Kleist bewundert und liebt er, denn dem Dichterwerk gegenüber giebt es keine Feindschaft der Völker, und die Politik schweigt vor der melodischen Stimme der Poesie.

Da liegt er, der tapfere preußische Major, der edle deutsche Dichter, das gebrochene Auge zum

Himmel emporstarrend, die bläulichen, kalten Lippen geöffnet, und mühsam einzelne Worte stammelnd. Vielleicht gedenkt er in dieser Stunde der letzten Worte seines letzten Gedichtes, vielleicht murmeln seine erstarrenden Lippen diese Worte, welche seine jetzt zerschmetterte Hand vor der Schlacht noch geschrieben:

„Der Tod für's Vaterland ist ewiger Verehrung
werth! Wie gern' sterb' ich ihn auch
„Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!"*)

Der Tod wäre schön gewesen, aber das Schicksal ist niemals mit Dichtern, zumal mit deutschen Dichtern, milde gewesen. Schön wäre es gewesen, im Gewühl der Schlacht, unter dem Schmettern der Trompeten, unter dem Siegesjauchzen der Freunde zu fallen, und so mit einem Lächeln auf der Lippe seinen Geist aufzugeben.

Aber das Schicksal ist niemals milde mit den deutschen Dichtern gewesen!

Ewald von Kleist, der deutsche Dichter hat auf dem Schlachtfeld seine Todeswunde empfangen, aber er ist nicht daran gestorben! Er lebt und weiß, daß die Schlacht verloren, daß sein Blut umsonst geflossen ist!

Der Kosack ist zu ihm hinabgestiegen in den Graben. Mit gierigen Blicken betrachtet er die reiche Beute. Denn dieser blutende, zerfetzte Mann, das ist für ihn kein Mensch, sondern nur eine Uniform, welche er erbeuten will, und die noch an einem lästigen und nutzlosen Körper haftet. — Mit vor Habgier zitternden Händen reißt er das goldgestickte Kleid von der blutenden, zusammengesunkenen Gestalt.

*) Die letzten Worte aus „Cissides und Paches" von Ewald von Kleist. —

Nicht achtend seines Wimmerns, seines Todesgestöhns, seiner schmerzzuckenden Glieder, beraubt der Kosack den edlen preußischen Krieger, selbst das bluttriefende Hemde noch reizt die Habgier des Barbaren, und auch diese letzte Hülle noch des todeswunden Körpers entreißt er ihm.*) Dann steigt er heiteren Sinnes wieder aus dem Graben empor, und indem er seinen Raub in den großen, am Sattelknopf befestigten leinenen Beutel schiebt, erzählt er seinem Pferde, welches mit gespitzten Ohren ihm zuhört, von der reichen Beute, die er so eben gemacht. Das kleine Pferd wiehert auf, als hätt' es ihn verstanden, sein Herr schwingt sich auf seinen Rücken, und vorwärts geht es in rasendem Lauf, neuem Raub und neuer Beute nach.

Und der deutsche Dichter, der preußische Held lag da, nackt und jeder anderen Hülle beraubt, außer derjenigen, welche das Blut seiner Wunden über seine entblößten, zitternden Glieder deckt. Sein Blut allein umhüllt ihn mit einem Purpurmantel, würdig der Krone, welche Dichtkunst um seine Stirn gelegt!

Aber Ewald von Kleist ist zu dieser Stunde nicht mehr der Dichter, und nicht mehr der Held; ein armes elendes Menschenkind, liegt er im Staub, wimmernd vor Qual, flehend um einige Lumpen, damit seine Wunden zu bedecken, in welche das schmutzige Wasser des Grabens eindringt.

Und diesmal ist das Schicksal ihm günstig. Einige russische Husaren reiten vorüber, und es erbarmt sie des jammerden nackten Mannes, mit den klaffenden Wunden. Sie werfen ihm einen alten Solda-

---

*) v. Archenholtz. Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 263.

tenmantel, ein Stück Brod und einen halben Gulden zu.*)

Der deutsche Dichter nimmt dankbar das Almosen des russischen Soldaten an, er hüllt seine Glieder in den Mantel ein, und dann versucht er das Stück Brod zu essen, das die Mildthätigkeit des russischen Soldaten dem deutschen Dichter zugeworfen hat.

Aber das Schicksal ist niemals milde mit den deutschen Dichtern gewesen. Die Kosacken schwärmen immer noch auf dem Schlachtfeld umher, und wieder naht sich einer dem armen ächzenden Krieger, der da im Graben liegt. Er hat keine glänzende Uniform mehr, aber der Kosack nimmt Alles, was er bekommen kann, und auch der alte zerissene Soldatenmantel noch reizt seine Habgier. Er entreißt ihn dem widerstandlosen Verwundeten, und wie er seine geschlossenen Hände untersucht, findet er auch den halben Gulden — das Almosen, das Ewald von Kleist von dem russischen Husaren bekommen.

Wieder liegt der deutsche Dichter, der preußische Held nackt und entblößt da, das Wasser des morastigen Grundes dringt in seine Wunden ein, und stachelt mit grausamer Folter den Sterbenden zu neuem Schmerzensdasein empor! So liegt er da bis zum anderen Tage, bis der Feind sich seiner erbarmt und ihn als Gefangenen nach Frankfurt bringt.**)

*) v. Archenholtz. Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 263.

*) Ewald von Kleist starb wenige Tage nach seiner Gefangennehmung in Frankfurt a. d. O. am 24. August. — Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Begräbniß, und weil auf seinem Sarge der Degen fehlte, nahm der Oberst von Bülow, Chef eines russischen leichten Dragonerregiments, den eigenen Degen von der Seite,

Wohl denen, welche ein gütiges Geschick gleich auf dem Schlachtfeld getödtet hat! Glücklicher waren sie als diejenigen, welche zurückgeblieben, und wenn auch nicht Alle das grausame Schicksal des edlen Dichters zu dulden hatten, so hatten doch alle diese Tausende, welche man blutend von dem Schlachtfeld trug, das Bewußtsein ihrer Schmerzen und ihrer Niederlage.

Das ganz nahe bei Kunersdorf belegene Dorf Oetscher war in ein Lazereth umgewandelt. Lange schon während der Schlacht waren die Bewohner geflüchtet. Jetzt hatten die Verwundeten von den leerstehenden Hütten Besitz genommen, und mit geschäftiger Hast eilten die Chirurgen von Haus zu Haus, denen Hülfe zu bringen, bei welchen dieselbe noch möglich war. — Aber Keiner von ihnen ging hinein in diese Hütte, welche dort, ein wenig abgesondert von den Uebrigen am Ende des Dorfes lag. Und doch befanden sich auch in dieser zwei Verwundete. Sie waren schon vor dem Ende der Schlacht hierhergebracht, damals hatte der Chirurg ihre Wunden untersucht, und dann war er schweigend hinausgegangen, um nicht wiederzukehren. — —

Schweigend, dann und wann nur hochaufächzend lagen diese beiden Verwundeten auf dem Stroh, auf das man sie gebettet hatte, ihre Augen starr nach der Thür gerichtet, sehnsuchtsvoll ausschauend nach dem Chirurgus, der ihnen Hülfe oder wenigstens doch Linderung bringen sollte. —

Und jetzt öffnete sich wirklich die Thür, und ein Officier trat ein. War es das Dämmerlicht des

---

und legte ihn auf den Sarg, „damit," wie er sagte, „ein so würdiger Officier nicht ohne dieses Ehrenzeichen begraben werde." Siehe v. Archenholtz. Th. I. S. 262.

Abends, oder hatten das Blut und die Schmerzen die Augen der armen beiden Verwundeten geblendet, daß sie den Eintretenden nicht erkannten? Freilich zeigte sein sonst so heiteres, edles Antlitz heute einen ungewöhnlich ernsten, finsteren Ausdruck, seine Wangen waren todesbleich, und selbst der Glanz seiner großen Augen war heute minder leuchtend und hell wie sonst. Aber es lag doch etwas Unaussprechliches, Ehrfurchtgebietendes, Ungewöhnliches in seiner Erscheinung. Obwohl geschlagen und kummervoll, war er noch immer der Held, der König, noch immer Friedrich der Große!

Er war hierher gekommen, um in diesem einsamen, abgelegenen Hause sein Quartier zu nehmen, um hier allein zu sein mit seinen Schmerzen. Aber als er die beiden Verwundeten erblickte, nahmen seine kummervollen Züge schnell einen theilnehmenden Ausdruck an.

Mit hastigen Schritten näherte er sich dem armseligen Lager seiner Officiere, und wie er sich jetzt über sie neigte, und nach ihrem Ergehen fragte, da erkannten sie seine Stimme, diese Stimme, welche sie oft begeistert hatte zu todesmuthigem Vorwärtsdringen, und die jetzt so milde und theilnahmsvoll war.

Der König! riefen sie Beide freudig überrascht, und ihre Wunden, und ihre Hülflosigkeit vergessend, versuchten sie sich aufzurichten, aber dann sanken sie mit dumpfem Schmerzgestöhn wieder zusammen, und das Blut strömte auf's Neue aus ihren Wunden hervor.

Der König neigte sich über sie. Arme Kinder, sagte er, Ihr seid wohl schwer verwundet?

Ja, ächzte der Lieutenant von Grabow, schwer

verwundet. Aber dies ist das Wenigste. Wenn wir nur wüßten, ob Sie gesiegt hätten, Majestät? Wir hatten schon zwei Redouten hinter uns und waren bei der dritten, als uns das Unglück traf. Oh, sagen Sie uns, Majestät, nicht wahr, der Sieg ist unser geblieben?

Ein dunkler Schatten flog über das Antlitz des Königs hin, aber er verschwand bald wieder. Ihr dürft jetzt nur an Euch denken, sagte er, Ihr habt bewiesen, daß Ihr brav seid, das Uebrige ist Zufall! Verliert nicht den Muth; es wird Alles gut werden, und auch Ihr werdet genesen. — Seid Ihr schon verbunden? Hat man Euch schon zur Ader gelassen?

Ach, Sire, kein Teufel will uns verbinden! stöhnte der zweite Verwundete, der Lieutenant von Stubenfall.

Wie, rief der König heftig, man hat Euch hier so ohne Pflege und Beistand liegen lassen?

Ja, Sire, es wird wohl für uns keine Rettung mehr sein!

Der König war im Begriff zu antworten, als die Thür sich öffnete, und mehrere Leute mit einer Tragbare, begleitet von einem Chirurgus, hereintraten.

Was wollt Ihr hier? fragte der König heftig.

Sire, erwiederte der Chirurg, wir wollen die Verwundeten hier fortbringen, weil Euer Majestät hier Ihr Nachtquartier nehmen wollen.

Der König warf ihm einen zornigen Blick zu. Und Er meint, daß ich das erlauben werde? fragte er. Die Verwundeten bleiben hier, ich werde schon anderswo Unterkommen finden! Vor allen Dingen sorge Er mir für diese beiden Officiere, und verbinde Er sie sogleich.

Der Chirurgus trat näher zu ihnen, und besichtigte sie sorgfältig, dann näherte er sich wieder dem König.

Majestät, sagte er achselzuckend, da hilft kein Verbinden mehr. Dem Einen hat eine Kanonenkugel den ganzen rechten Arm fortgerissen, und der Brand wird ihn tödten. Der andere hat eine Kartätschenladung von gehacktem Eisen in's Gesicht und in den Leib bekommen. Es ist unmöglich alle diese Wunden zu verbinden!

Der König antwortete ihm nicht, er ging hastig zu dem Lager hin, und faßte Jeden der beiden Verwundeten bei der Hand; sich dann zu dem Arzt wendend, sagte er: Seh' Er nur! Sie sind Beide noch so jung und so lebenskräftig; auch haben sie Beide noch kein Fieber. Bei solchem jungen Blut und frischem Herzen pflegt die Natur Wunder zu thun. Lasse Er sie zur Ader, und verbinde Er ihnen die Wunden! Und dann vor allen Dingen sorgt für einige Erfrischungen, denn sie werden deren bedürfen.

Ach ja, Majestät, wir hungern und dursten schon so lange! flüsterte Lieutenant von Grabow.

Der König lächelte. Sieht Er wohl, sagte er. Er sagte, sie sind verloren, und sie haben noch einen gesunden Magen! Man stirbt nicht, wenn man noch hungern kann.

Der Chirurgus erwiederte nichts, sondern öffnete sein Besteck, und zog die nöthigen Bandagen und Instrumente hervor, um die Officiere zu verbinden.

Der König schaute ihm eine Zeitlang zu. Dann neigte er sich über die Verwundeten, die nur mit Mühe die Schmerzensschreie unterdrückten, welche ihnen die Anlegung des Verbandes verursachte. Kinder, sagte er liebevoll, verzagt nur nicht! Es

mag mit Euch werden, wie es will, ich werde es erfahren, und wenn Ihr nicht mehr dienen könnt, so werde ich für Euch sorgen. Glaubt nur, Ich werde Euch nicht vergessen!*)

Er nickte ihnen freundlich zu und verließ dann das Gemach. Vor der Thür der Hütte stand einer seiner Adjutanten und erwartete ihn. Der König gab ihm schweigend das Zeichen, ihm zu folgen, und schritt weiter durch das Dorf dahin, vorüber an diesen Hütten, aus deren Innerem man lautes Klagegeschrei und Wimmern vernahm.

Ach, murmelte der König leise vor sich hin, Dante hat nicht alle Qualen der Hölle gekannt, oder er hat vergessen, diese zu schildern, die ich jetzt erleide!

Er schritt hastiger vorwärts, hinaus in die dämmernde Sommernacht, immer verfolgt von dem Klagegeschrei, dem Aechzen und Jammern seiner verwundeten Soldaten. Eine tiefe, unermeßliche Traurigkeit lagerte auf seinem Antlitz, ein schmerzliches Zucken stand auf seiner Lippe, seine bleiche Stirn war von kaltem Schweiß bedeckt, seine großen Augen starrten hinüber zu dem dampfenden Schlachtfeld, dann zum Himmel empor mit einem fragenden, vorwurfsvollen Blick.

Schon lag das Dorf hinter ihm, aber der König schritt immer weiter. Er dachte gar nicht an den Zweck seines Wanderns, er wollte nur dieser Hölle,

*) Des Königs eigene Worte, wie denn überhaupt diese ganze Scene streng historisch ist. Die beiden Officiere, welche der König auf diese Weise vom Tode errettete, genasen wirklich. Nach ihrer Wiederherstellung nahmen sie Beide wieder am Kampf Theil, wurden bei Kolberg nochmals schwer verwundet, und nochmals geheilt. Beide dienten sie bis zum Frieden, dann invalide erklärt, erhielten sie auf ausdrücklichen Befehl des Königs sehr gute Versorgungen. Siehe Nikolai Charakterzüge und Anecdoten.

diesem Klagegeschrei der Verdammten entfliehen! — Sein Adjutant wagte es endlich dicht zu ihm heranzutreten, und ihn aus seinem traurigen Sinnen zu erwecken.

Sire, sagte er, die Kosacken schwärmen umher, und wenn sich Euer Majestät noch weiter wagen, könnte leicht daraus das fürchterlichste Unglück entstehen. Die Kosacken schießen auf Jeden, der einen guten Rock trägt.

Der König schüttelte traurig sein Haupt. Für mich haben sie keine Kugel, sagte er leise vor sich hin. Ich habe den Tod vergeblich gerufen, ich habe um die Gnade einer Kugel gefleht; sie kam, aber nur, um meine Brust zu streifen. Für mich giebt es keine Kugel!

Er schritt weiter. Aber der Adjutant wagte es noch einmal ihn anzureden.

Sire, sagte er, wollen Euere Majestät sich nicht nach einem Nachtquartier umsehen?

Der König hob unwillig das Haupt empor, und war im Begriff eine heftige Antwort zu geben! Dann aber besann er sich, und sein Antlitz nahm wieder seinen gütigen Ausdruck an.

Es ist wahr, sagte er, ich bedarf eines Nachtquartiers! — Er blieb stehen und schaute ringsum. Dann heftete sein Blick sich auf dieses einsame, verödete Bauernhaus, das da am Wege stand, und zu diesem schritt er jetzt hin.

II.

Eine Heldenseele.

Dort will ich übernachten, sagte er, denn es scheint, als ob diese Baracke ganz leer ist, und wir werden also sicher sein, dort Niemand zu stören!

Der König hatte Recht. Dieses elende, von den Kosacken zerstörte Haus war leer; Niemand kam ihm entgegen, Niemand empfing ihn als er in das Zimmer trat. Die Fenster, deren zerschlagene Scheiben im Zugwind klirrten, waren geöffnet, und in dem kleinen schmutzigen Zimmer war nichts enthalten, als ein wenig Stroh, ein geflochtener Binsenstuhl und ein roher hölzerner Tisch.

Der König sagte mit einem trüben Lächeln: das ist genug für mich. Hier will ich übernachten. Hat Er meine Schreibmaterialien mitgebracht?

Adjutant von der Goltz bringt sie, Sire, ich wollte nicht noch einmal umkehren, sie zu holen, sondern Euer Majestät begleiten.

Eben trat der zweite Adjutant ein, und brachte die Schreibmappe des Königs, indem er zugleich meldete, daß er zwei Grenadiere mitgebracht habe, vor der Thür Wache zu halten.

Ach, flüsterte der König mit zitternder Stimme, habe ich noch Grenadiere? — Er neigte sein Haupt auf seine Brust und stand lange gedankenvoll da.

Meine Herren, sagte er dann nach einer langen Pause, sehen Sie Sich im Hause um, ob es hier noch irgend ein Zimmer giebt, wenn nicht, werden wir uns später hier schon einrichten können. Jetzt muß ich allein sein, ich habe zu arbeiten. Einer

von den Grenadieren soll mir einige Husaren suchen, die ich als Staffette fortschickenkann.

Die Adjutanten entfernten sich, der König war allein. Endlich jetzt konnte er sich seiner Verzweiflung, seinem maßlosen Gram hingeben, endlich durfte er horchen auf diese Stimmen, welche in seiner Seele flüsterten, und welche zu ihm so traurige, unheilsvolle Worte sprachen.

Es ist Alles verloren! Alles! murmelte der König, und die Stimmen in ihm flüsterten: wenn Alles verloren ist, so ist der Tod die einzige Rettung! Unwürdig ist es, ein ruhmloses Leben noch weiter zu führen. Das Grab allein bietet Ruhe gegen ein schmachvolles, gedemüthigtes Dasein.

Der König hörte auf diese Stimmen. Er hatte bis hierher Alles muthvoll ertragen und geduldet, er hatte mit unerschüttertem Muth Jahre der Sorge, der Entbehrungen, der rastlosen Anstrengungen durchlebt, aber den Untergang seines Landes, den wollte er nicht überleben. Und sein Land war verloren! Es gab kein Mittel mehr, es zu retten. Sein eigenes Heer war aufgerieben, getödtet oder in wilder Flucht auseinandergesprengt. Ringsumher hatte der siegreiche Feind die Provinzen besetzt. Jetzt konnten die Russen ungehindert bis nach Berlin marschiren, und auch dort war kein Widerstand möglich, denn die Garnison bestand nur noch aus Invaliden und Krüppeln. Berlin war verloren, ganz Preußen war verloren!

Der König wollte also sterben, denn er war ein König ohne Krone, ein Held ohne Lorbeer! Er wollte sterben, denn er wollte den Untergang seines Landes nicht überleben. Gleich einem treuen Schiffscapitain, wollte er das Staatsschiff, das er bis dahin

so klug und geschickt durch die Brandung geführt, jetzt, da es gestrandet war, nicht verlassen, sondern mit ihm untergehen.

Aber bevor er daran denken durfte, zu sterben, mußte er erst seine Angelegenheiten ordnen, mußte er erst sein Testament machen, und Abschied nehmen von seiner Welt, das heißt von seinen Freunden.

Wie der König das dachte, trat er rasch zur Thür, und rief hinaus, daß man ihm Licht bringen solle. — Das war allerdings eine sehr schwierige Aufgabe in diesem öden, verlassenen Dorfe, aber endlich gelang es den Adjutanten, von einer Marketenderin einige elende kleine Talglichte zu erhalten, die sie auf Flaschen, statt der Leuchter steckten, und dann zu dem König hineintrugen. — Der König achtete nicht auf sie; er stand mit übereinandergeschlagenen Armen, und starrte zu dem sternenbesäeten Himmel empor. Der helle Lichtschein weckte ihn aus seinen Gedanken, er wandte sich um und trat wieder zu dem Tisch.

Die letzten Briefe! murmelte er, indem er sich auf den Binsenstuhl niedergleiten ließ, und sein Portefeuille auseinanderschlug.

Was würden seine Feinde gejubelt haben, wenn sie einen Blick hätten in dieses Gemach werfen können, in dieses wüste Gemach, mit den beschmutzten, halb abgefallenen Kalkwänden, auf diesen wackelnden, knarrenden Tisch, an welchem der König saß, vor sich diese beiden auf Flaschen gesteckten Talglichter, die ihm das Papier beleuchteten, auf welchem er seine letzten Anordnungen niederschreiben wollte.

Zuerst schrieb er an den General Finck, dem er das Heer übergeben wollte. Denn bevor er an seine Freunde denken, bevor er seinen Empfindungen a'-

Mensch sich hingeben durfte, wollte er zuerst als treuer Diener des Staats seine Pflichten erfüllt haben. Er schrieb also keinen Brief, sondern nur eine „Instruction für den General Finck", und diese lautete:

„Der General Finck bekommt eine schwere Commission. Die unglückliche Armee, welche ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande, sich mit den Russen zu schlagen. Haddeck wird nach Berlin eilen, vielleicht Loudon auch. Geht der General Finck diesen Beiden nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken; bleibt er an der Oder stehen, so hat er den Haddeck diesseits. Indeß glaube ich, daß wenn Loudon nach Berlin wollte, so könnte er diesen unterwegs attaquiren und schlagen. Dies, wenn es gut ginge, könnte dem Unglück einen Anstand geben, und die Sachen aufhalten. Zeit gewonnen ist sehr viel bei diesen desperaten Umständen. Die Zeitungen aus Torgau und Dresden wird ihm Köper, mein Secretair, geben. Er muß meinem Bruder, den ich zum Generalissimus bei der Armee ernenne, von Allem Bericht erstatten. Indessen, was mein Bruder befehlen wird, das muß geschehen! An meinen Neffen muß die Armee schwören!

Dies ist der einzige Rath, den ich bei diesen unglückseligen Umständen zu geben im Stande bin. Hätte ich noch Ressourcen gehabt, wäre ich dabei geblieben! Friedrich."*)

Ja, ich wäre dabei geblieben, flüsterte der König,

---

*) Diese „Instruction für den General Finck" hat der König ausnahmsweise deutsch geschrieben, und ich habe mir nur erlaubt, einige orthographische Fehler daran zu ändern. Wem es daran liegt, die Orthographie des Königs einzusehen, der findet dieses Actenstück bei Preuß, der dasselbe „diplomatisch genau nach der Urschrift" abgedruckt hat. Th. II. S. 215.

indem er das Papier zusammenfaltete und adressirte. Ich hätte dies Leben der Drangsale und Entbehrung noch länger ertragen um der Ehre willen, aber jetzt muß ich sterben, um der Ehre willen!

Er nahm ein anderes Blatt Papier; aber jetzt war es keine Instruktion, sondern ein letztes Lebewohl, das er seinem Freunde, dem General Finkenstein schrieb.

Diesen Morgen um elf Uhr, schrieb der König, habe ich den Feind angegriffen. Wir hatten sie schon bis zum Judenberg zurückgetrieben, und alle meine Leute hatten Wunder der Tapferkeit geübt, aber die Erstürmung des Judenberges kostete uns eine große Menschenmasse, meine Leute geriethen darüber in Verwirrung, und obwohl ich sie drei Mal wieder vereinigte, löste sich doch zuletzt die ganze Armee in der Flucht auf; ich selbst war nahe daran, gefangen zu werden, und mußte das Schlachtfeld dem Sieger überlassen. Mein Gewand ist von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde sind mir unter dem Leib getödtet worden, aber ich selbst habe den Tod nicht finden können, mein größtes Unglück ist, daß ich noch lebe! Unser Verlust ist beträchtlich! Von einer Armee von achtundvierzigtausend Mann habe ich in diesem Augenblick kaum noch dreitausend, und noch flieht Alles, und ich bin nicht mehr der Herr meiner Leute. Es ist ein furchtbares Unglück, und ich will es nicht überleben. Die Folgen dieser Schlacht werden noch furchtbarer sein, als diese Schlacht selbst. Ich habe gar keine Hülfsquellen mehr, und um die Wahrheit zu sagen, ich halte Alles für verloren. Ich werde und will aber den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Leben Sie also wohl für immer.*)

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Preuß. Lebensgeschichte Th. II. S. 216.

Nachdem der König auch diesen Brief adressirt und gesiegelt, sagte er leise: Ich bin zu Ende! Die irdischen Geschäfte sind abgethan! Jetzt stehe ich am Ende meiner Leiden, und darf endlich Anspruch machen auf diesen langen und tiefen Schlaf, den die Natur uns Allen an ihrem Busen gewährt! Ich habe genug gethan, genug gelitten, und wenn ich jetzt nach so viel Stürmen auch ein wenig auf meine Ruhe bedacht bin, und mit meinem Unglück mich in's Grab zurückziehen will, so darf doch Niemand sagen, daß ich feig und muthlos dem Leben entflohen bin. Nein, das Leben hat sich mit seiner ganzen Last auf mich gewälzt, und mich so hinabgedrückt in die Erde, welche zu meinen Füßen auseinanderspaltend sich zu einem Grab geöffnet hat! Ich habe lange gehofft, ach, und wie lange schon hat der Stern des Glückes sich mir verdunkelt, wie lange habe ich nur trauervolle Tage und Nächte gekannt! Wie lange hat mir der anbrechende Morgen immer nur neue Wolken und neues Unheil gebracht! Ich habe es muthig ertragen, weil ich dachte, auch das Unglück muß sich erschöpfen, die Stürme müßten endlich austoben, und ein wolkenloser Morgen müßte endlich mir strahlen. Ich habe mich bitter getäuscht, und meine Leiden sind immer noch gewachsen! Jetzt ist das Schlimmste geschehen, mein Vaterland ist verloren! Wer kann sagen, daß ich diesen Verlust überleben muß!*) Zu rechter Zeit zu sterben, ist

---

*) Du bonheur de l'état la source s'est tarie;
La palme a disparu, les lauriers sont fanés.
Mon ame de soupirs et de larmes nourrie,
De tant de pertes attendrie,
Pourra-t-elle survivre aux jours infortunés
Qui sont près d'éclairer la fin de ma patrie?
Epître de Frèderic au Marquis d'Argens. Oeuvres Vol. VII. p. 179.

auch meine Pflicht. Die großen Römer wußten das, und sie starben, wenn das Leben vor ihnen in Trümmer zerfiel! Ich bin ein Schüler der Alten und ich will mich ihrer würdig zeigen. Wenn Einem Alles genommen ist, muß Einem wenigstens die Freiheit gelassen werden, sterben zu können. Die Welt hat nichts mehr mit mir zu schaffen, und ich spotte ihrer schwachen vorurtheilsvollen Gesetze. Wie Tiberius will ich leben und sterben? — Lebewohl denn, du lügnerisches Dasein, lebt wohl, Ihr feigen Menschenseelen! Ach, es giebt so viele Narren, und so wenig Menschen unter Euch; ich habe so viele treulose Freunde, so viele Verräther, und wenig aufrichtige Menschen gefunden! In der Stunde des Unglücks haben sie mich Alle verlassen, Alle! — Aber nein, fuhr der König fort, und jetzt zuckte der Strahl eines Lächelns über sein Antlitz hin, Einer ist mir treu geblieben. d'Argens hat sich nie verleugnet, und von diesem Abschied zu nehmen, hätte ich fast vergessen! Nun der Tod muß noch eine Stunde auf mich warten, ich habe noch an d'Argens zu schreiben.

Und wie der König jetzt wieder die Feder zur Hand nahm, leuchtete sein Antlitz wie in himmlischer Begeisterung und seine Augen flammten wie Sterne. Die heilige Muse war hernieder geschwebt, den verzweifelnden Helden zu trösten, und ihm schöne und köstliche Worte zuzuflüstern. An den Pforten des Todes stehend schrieb Friedrich an d'Argens sein schönstes und schwungvollstes Gedicht, die Epistel: „Ami, le sort en est jeté.“ Seine ganze Seele strömte sich aus in Klagen, und die Schmerzen und Kümmernisse, die er bis dahin Niemanden verrathen hatte, die gestand er jetzt in rührend schönen Worten dem fernen Freund. Er schilderte ihm, wie er ge-

litten und gerungen, gehofft und gekämpft, und wie er endlich nach so langer Mühsal entschlossen sei zu sterben.*) Und nachdem er ihm mit den glühendsten Farben dieses Alles geschildert, nachdem er ihm seine offenen und blutenden Wunden gezeigt, fügte er ein letztes rührendes Lebewohl für den Freund hinzu:

Adieu d'Argens; dans ce tableau
De mon trépas tu vois la cause.
Au moins ne pense pas du néant du caveau
Que j'aspire à l'apothéose.
Tout ce que l'Amitié par ces vers propose
C'est que tant qu'ici-bas le céleste flambeau
Eclairera tes jours tandis que je repose
Et lorsque le printems paraissant de nouveau
De son sein abondant t'offre les fleurs écloses,
Chaque fois d'un bouquet de myrthes et de roses
Tu daignes parer mon tombeau.

---

*) Pour moi, que le torrent des grands évènemens
Entraine en sa course facheuse
De ses rapides mouvemens:
Vaincu, persécuté, fugitif dans le monde,
Trahi par des amis pervers
J'éprouve en ma douleur profonde
Plus de maux dans cet univers
Que dans la fiction dont la fable est féconde
N'en a souffert jamais Prométhée aux Enfers.
Ainsi pour terminer mes peines
Comme ces malheureux au fond de leurs cachots
Las d'un destin barbare, et trompant leurs bourreaux
D'un noble effort brisent leurs chaines,
Sans m'embarrasser des moyens
Je romps les funestes liens
Dont la subtile et fine traine
A ce corps rongé de chagrins
Trop long-temps arracha mon âme.
(Epître de Frèdéric au Marquis d'Argens. Oeuvres Vol. VII. p. 179.

Ach, flüsterte der König mit einem tiefen Seufzer, indem er auch diesen poetischen Brief adressirte, wie schön muß es sein in meinem lieben Sanssouci. Nun, ich werde dort wenigstens ein Grab finden, und d'Argens, ja d'Argens wird meinen Wunsch erfüllen, er wird mein Grab mit Blumen schmücken, Und dann, — habe ich nicht noch einige treue Freunde in Sanssuci? Sind da nicht meine alten lieben Hunde, die alten Invaliden, die mich nicht mehr begleiten konnten? Nun komme ich zu ihnen, und ich weiß, wenn sie den Tod für sich kommen fühlen, so werden sie auf mein Grab gehen, um dort bei ihrem Herrn zu sterben!

Dann stand der König auf und mit ruhigem Schritt zur Thür gehend, öffnete er sie und fragte den Adjutanten, ob die Ordonnanzen bereit wären. Als das bejahet ward, übergab der König dem Adjutanten die drei Briefe, und befahl ihm, dieselben durch die Ordonnanzen an ihre Adresse befördern zu lassen.

Und nun ist mein Tagewerk vollbracht, sagte der König, als er wieder allein war, nun darf ich sterben!

Er nahm aus seiner Busentasche das goldene Etui hervor, welches er immer bei sich trug und welches vor wenig Stunden seiner Brust als Schild gedient und die feindliche Kugel abgewehrt hatte. Die Kugel hatte auf die Oberfläche des Etuis eine tiefe Grube gegraben und es zusammengedrückt, und seltsam, dies Etui, welches den Tod von dem König ferngehalten, sollte ihn jetzt dem König bringen, denn in demselben war ein kleines Fläschchen verborgen, welches drei Giftpillen enthielt, und welches er seit dem Beginn des Krieges immer bei sich führte.*)

*) v. Retzow. Characteristik. Th. I. S. 363. Preuß Lebens-

Der König betrachtete das Etui mit sinnenden Blicken. Der Tod hat hier gegen den Tod gekämpft, sagte er, und doch, wie schön wäre es gewesen auf dem Schlachtfelde zu fallen, während ich noch glaubte, daß ich der Sieger sei!

Er nahm das Fläschchen aus dem Etui hervor, und hielt es gegen das Licht, dann schüttelte er es gedankenvoll, und wie diese drei schwarzen unheimlichen Pillen auf- und niedersprangen, sagte er mit einem traurigen Lächeln: Der Tod ist lustig! Er will mit seinen fröhlichen Sprüngen mich zum Tanz auffordern. Nun ja, mein lustiger Cavalier, ich bin bereit zum Tanz!

Er öffnete das Fläschchen und goß die Pillen in die Fläche seiner linken Hand. Dann stand er auf und trat an's Fenster, um noch einmal den Himmel anzuschauen mit seinen flimmernden Sternen und seinem hellleuchtenden Mond, um noch einmal hinüberzublicken nach dem Schlachtfeld, auf welchem Tausende seiner Unterthanen heut den Tod gefunden.

Dann hob er die Hand mit den Pillen empor. Was war's, das ihn stutzen machte? Was war's, das seine Hand sich wieder senken machte, warum starrten seine Augen so glühend und unbeweglich in die Ferne, wie zwei Adler, die im Begriff sind sich auf ihre Beute niederzustürzen?

Nicht zum Himmel schaute der König empor, nicht zu den Sternen und nicht zum Mond, sondern da drüben blickte er hin, nach der äußersten Grenze des Horizontes, nach diesen dunkelroth glühenden Punkten, die wie vom Himmel gefallene Sterne auf der Erde glühten. — Das waren die Lager der

---

geschichte. Th. II. S. 175. Dieses Fläschchen mit den drei Giftpillen ward noch nach dem Tode des Königs unter seinem Nachlaß gefunden.

Oesterreicher und der Russen! Dort standen die Sieger des Königs, dort standen Soltikow und Loudon mit ihren Schaaren.

Der König hatte diese Feuer dort schon gesehen, ehe er die Hütte betrat. Jetzt hatte ihre Zahl sich noch vergrößert, ein Zeichen, daß der Feind noch nicht weiter gegangen, daß er dort zu rasten gedachte!

Wie? Sollte das möglich sein? Sollten die Sieger so wenig ihren Sieg nutzen, daß sie jetzt den besiegten Feind nicht weiter verfolgten, sondern ihm Zeit gönnten, sich wieder zu sammeln und mit Eilmärschen den Siegern zuvorzukommen, vielleicht die Spree, vielleicht sogar Berlin zu erreichen?

Wie der König das dachte, flog es wie ein heller Sonnenstrahl über sein Antlitz hin, und mit lauter Stimme rief er: Wenn der Feind es jetzt versäumt, mir den Gnadenstoß zu geben, dann ist noch nicht Alles verloren! Dann darf ich nicht sterben, dann bin ich meinem Vaterland noch nothwendig, denn alsdann ist noch Rettung möglich, und meine Pflicht ist es sodann, Alles zu versuchen ihm diese zu gewähren.

Er schaute wieder hinaus nach den Lagerfeuern, er sah, wie hier und dort sich neue entzündeten, und wie er das sah, begann ein sanftes Lächeln seine Lippen zu umspielen.

Wenn jene Feuerzeichen Recht haben, sagte er dann, so sind meine Feinde großmüthiger — oder dümmer, wie ich geglaubt habe, und dann lassen sich ihnen noch allerlei Vortheile abgewinnen. Dann muß ich zurückkehren zu meinem alten Wahlspruch: „Das Leben ist eine Pflicht!“ Und so lange es für den Menschen noch tüchtige und ehrenvolle

beit giebt, hat er nicht das Recht, sich in die faule Ruhe des Todes zurückzuziehen! — Ich muß mir über die Absicht des Feindes Gewißheit verschaffen! Der Tod hat immer noch Zeit ein wenig auf mich zu warten, und ihm kann's gleich sein, ob er mich eine Stunde früher oder später in seine Knochenarme schließt. So lange es noch nöthig ist zu leben, darf ich nicht sterben!

Er ließ die drei Pillen wieder in das Fläschchen gleiten und verbarg dies wieder mit dem goldenen Etui in seinem Busen. Dann durchschritt er hastig das Gemach und die Thür aufstoßend eilte er hinaus vor die Hüttenthür. Seine beiden Adjutanten saßen nebeneinander auf der Bank vor der Hütte und waren eingeschlafen. Die beiden Grenadiere gingen mit ruhigem gleichmäßigem Schritt, in einiger Entfernung, vor der Hütte auf und ab, tiefe Stille herrschte ringsum, das wüste Lärmen und Treiben, das Schreien, Fluchen und Jammern war jetzt verstummt, gleichsam in ehrfurchtsvoller Scheu vor dieser hehren, göttlich erhabenen Königin der Nacht, die im funkelnden Sternenmantel, das ruhig stille Antlitz mit dem goldenen Mond gekrönt, dahergewallt war, um allen diesen tausend, schmerzbeladenen Seelen ein wenig Frieden und Ruhe zuzulächeln.

Der König stand auf der Schwelle der Thür und blickte wie staunend auf diese glänzende Mondlandschaft hinaus. Mit Entzücken athmete er die laue Sommerluft ein, es schien ihm, als sei sie nie so balsamisch, so voll stärkender Kraft gewesen, mit fast andächtiger Verwunderung blickte er empor zu dem sternfunkelnden Himmel, indem er sich sagte, daß er den Himmel nie mit so hellen Sternen, nie so erhaben und schön gesehen; mit einem süßen Schauder

fühlte er das Wehen des Nachtwindes, der kosend mit seinem Haar spielte und auf seine Stirn gleichsam den ersten Gruß und Kuß des wiedergeschenkten Lebens preßte! — Der König konnte nicht satt werden dies Alles zu betrachten, es war ihm, als ob er plötzlich einen theueren Freund, den er lange für todt gehalten, wieder lebensvoll und blühend vor sich stehen sähe, als ob er ihm die Arme entgegenbreiten und zu ihm sagen müßte, sei mir willkommen, Du Wiedergefundener! Das Schicksal hat uns getrennt. Jetzt, da wir uns wiedergefunden haben, jetzt wollen wir einander nimmer verlassen, sondern unsere Hände ineinanderlegen und treu zu einander halten in Noth und Tod, in Glück und Unglück!

Ja, das Leben war dieser wiedergefundene Freund, der dem König gegenüberstand, und jetzt erst fühlte er, wie sehr er ihn geliebt. In einer Art fieberhafter Extase die Arme gen Himmel erhoben, flüsterte der König: Ich schwöre, nur dann den Tod zu suchen, wenn es kein Mittel, kein einziges mehr giebt, der sicheren Gefangenschaft zu entfliehen! Ich schwöre, zu leben und zu leiden, so lange ich meiner Person die Freiheit bewahren kann!

Wie er dann die Arme sinken ließ, athmete er hoch auf und ein köstliches Wohlgefühl durchzog seine Brust. Es war ihm als seien die Bande, welche ihn fesselten, von ihm abgefallen. Er hatte den Harnisch des Lebens wieder angelegt, er war wieder bereit als muthiger Streiter zu kämpfen.

III.

Die beiden Grenadiere.

Mit einem Lächeln auf der Lippe und mit elastischem Schritt ging er zu den beiden Grenadieren hin, die bei seiner Annäherung wie angewurzelt stehen blieben.

Grenadiere, sagte der König warum seid Ihr nicht bei Eueren Kameraden geblieben?

Weil unsere Kameraden geflohen sind, sagte der Eine.

Weil es ehrlos ist zu fliehen, sagte der Andere.

Der König stutzte. Diese Stimmen kamen ihm so bekannt vor, er mußte sie schon einmal vernommen haben.

Ich sollte Euch kennen, sagte er, und das ist heute nicht das erste Mal, daß wir einander sprechen. Wie heißt Du, mein Sohn?

Ich heiße Fritz Kober, sagte der Grenadier.

Und Du?

Mein Name ist Karl Heinrich Buschmann, sagte der Zweite.

Und Sie irren Sich nicht, Herr König, wir haben uns früher schon einmal gesprochen, und es war auch in der Nacht, aber es war eine bessere Nacht, wie die heutige.

Wo war denn das? fragte der König.

Es war in der Nacht vor der großen und schönen Schlacht bei Leuthen, sagte Fritz Kober ernst. Damals saßt Ihr, Herr König, bei uns am Lagerfeuer und aßt mit von den Klößen, die der Karl Heinrich so schön zu kochen versteht.

Ach jetzt entsinne ich mich, rief der König lächelnd. Ich mußte auch meinen Antheil an der Zeche bezahlen!

Und Ihr thatet das wie ein echter König, sagte Fritz Kober. Nachher kamt Ihr wieder an's Lagerfeuer und da mußte Euch der Karl Heinrich Buschmann Märchen erzählen. Kein Mensch versteht das so gut und so schön, als der Karl Heinrich, und Ihr schlieft auch richtig dabei ein.

Nein, nein, Grenadier, sagte der König ernsthaft, ich schlief nicht ein, denn ich weiß heute noch was mir der Karl Heinrich erzählt hat.

Nun, und was war's? fragte Fritz Kober vergnügt.

Der König sann einen Augenblick nach, dann sagte er mit weicher Stimme: Er erzählte mir von einem König, den eine schöne Fee so sehr liebte, daß sie, als der König in den Krieg zog, sich in sein Schwert verwandelte und ihm half alle seine Feinde zu besiegen. War's nicht so?

Ungefähr so war's, sagte Fritz Kober. Ich wollte, Herr König, Ihr hättet heute auch so eine Fee an Euerer Seite gehabt!

Still, Fritz, flüsterte Karl Heinrich. Unser König braucht nicht den Beistand der Feen. Unser König steht sich selber bei und in seinem Schwert ist Gott!

Meinst Du das wirklich, mein Sohn? fragte der König gerührt, und habt Ihr noch dies gute Zutrauen zu mir, daß ich mir selber beistehen kann, und Gott mit uns ist?

Wir haben's noch und werden's nie verlieren! rief Karl Heinrich lebhaft. Die da drüben haben keinen Friedrich, der sie anführt, keinen Feldherrn,

der mit ihnen Hunger und Noth, Gefahr und Mühsal theilt, und darum können sie auch ihre Feldherren nicht so lieben, wie wir den unsrigen.

Und dann, sagte Fritz Kober nachsinnend, dann denke ich immer, es ist mit diesem Krieg, wie wenn Katz und Hund mit einander kämpfen. Manchmal sieht's wohl so aus, als ob die kleine Katze den großen Bullenbeißer besiegen könnte, das macht, sie hat so scharfe Krallen, und haut damit dem Bullenbeißer eins in's Gesicht, daß ihm Hören und Sehen vergeht und er retirirt. Aber wenn er sich dann tüchtig geschüttelt hat und die Augen wieder aufreißen kann, dann wird er vor Wuth noch einmal so stark, und wird vorwärts springen und die Katze in's Genick packen und sie mit seinen großen, schönen Zähnen doch todtbeißen, wenn sie auch noch immer mit ihren Krallen haut. Nein, nein, Herr König, auf die Länge kann's die Katze doch nicht gegen den Hund aushalten, die Krallen sind doch nicht so dauerhaft, wie die Zähne.

Ja, sagte der König lächelnd, wie weißt Du denn aber, daß nicht die dort drüben der Hund, und wir die Katze sind?

Was? schrie Fritz Kober wüthend, wir sollten die Katz' sein. Mit nichten, Herr König, wir sind der Hund!

Aber womit willst Du das beweisen?

Womit ich das beweisen will? fragte Fritz Kober verlegen. Dann nach einer Weile rief er vergnügt: Ich hab's! Ich will's beweisen! Die dort drüben sind die Katzen, denn es sind Russen und Oesterreicher, und sie dienen keinem König oder Kaiser, wie wir, sondern sie haben zwei Kaiserinnen, zwei Frauenzimmer. Nun, Herr König, und hab' ich

nun nicht Recht, Frauenzimmer und Katzen, das bleibt sich gleich, und also sind die dort drüben die Katz' und wir der Hund.

Der König lachte laut auf. Du nimm Dich in Acht, sagte er, daß die da drüben nicht hören, daß Du ihre Kaiserinnen mit Katzen vergleichst!

Und wenn sie auch Kaiserinnen sind, rief Fritz Kober trocken, sie bleiben doch immer Frauenzimmer, und Frauenzimmer sind Katzen.

Der König achtete nicht mehr auf ihn. Er blickte wieder hinüber nach den Lagerfeuern, die unverrückt am Horizont leuchteten.

Wie weit mag's sein von hier bis da drüben nach jenen Feuern? fragte er dann.

Nun, eine Stunde Wegs, sagte Karl Heinrich, nicht weiter.

Eine Stunde Wegs, wiederholte der König leise. In einer Stunde also könnte ich mein Schicksal wissen! Hört, Kinder, sagte er dann hastig, wer von Euch Beiden will für mich da hinübergehen?

Beide riefen sie zu gleicher Zeit: Ich will's thun!

Aber es ist ein schlimmer Weg, fuhr der König fort. Die Kosacken schwärmen umher, und wenn Ihr ihnen entgeht, so riskirt Ihr noch, daß sie Euch im Lager erkennen und todtschießen.

Ich werde also sorgen, daß sie mich nicht als Feind erkennen, sagte Karl Heinrich ruhig.

Ich auch, rief Fritz Kober eifrig. Du bleibst hier, Karl Heinrich. Wir dürfen den König nicht Beide verlassen, denn Du weißt doch, das wir uns erst heut Abend, als wir hier auf Wache zogen, geschworen haben, unseren König nicht zu verlassen, und wenn die ganze feindliche Armee hier gegen uns aufmarschirte, hier auf unserem Posten zu stehen,

so lange noch ein Blutstropfen in unseren Adern und ein Athemzug in unserer Brust ist.

Der König legte seine beiden Hände auf die Schultern der beiden Soldaten und sah ihnen lange und mit einem Ausdruck tiefer Rührung in's Angesicht. Der Mond, welcher groß und voll am Himmel stand, beleuchtete diese Gruppe und warf die drei langen, schwarzen Schatten ihrer Gestalten über die helle Ebene hin.

Das also habt Ihr geschworen, meine Kinder? fragte der König nach einer langen Pause. Ach, wenn sie Alle so gedacht hätten wie Ihr, so würden wir heute nicht besiegt worden sein!

Herr König, sie denken Alle so wie wir, sagte Karl Heinrich feierlich. Das Glück war aber gegen uns.

Es war, wie ich sagte, rief Fritz Kober lachend, die Katze hat uns heute eins ausgewischt, aber wir wollen sie's nächste Mal tüchtig dafür beißen. Und nun sagt mir, Herr König, was soll ich drüben im Lager thun?

Bevor aber der König antworten konnte, legte Karl Heinrich seine Hand hastig auf des Königs Arm. Laßt mich gehen, Herr König, sagte er flehend, der Fritz ist immer so tollkühn und unverzagt, und geht immer so gerade drauf los. Sie werden ihn gewiß todtschießen, und dann fehlt Ihnen der beste Soldat in Ihrer Armee.

So, und an Dir ist wohl weniger gelegen? rief Fritz Kober heftig, Dich kann der König wohl eher missen als mich?

Hört Kinder, sagte der König, das Beste ist, Ihr geht alle Beide, so kann Einer den Andern schützen, und vier Ohren hören auch immer mehr, wie zwei Ohren!

Der König hat Recht, das ist das Beste, sagte Fritz Kober. Wir gehen alle Beide.

Und lassen den König hier ganz allein und unbewacht? fragte Karl Heinrich sinnend.

Nun, sagte der König, indem er lächelnd auf die beiden Schlafenden hindeutete, ich habe da noch meine beiden Adjutanten, die werden mich bewachen. Jetzt hört, was ich Euch zu sagen habe! Dort drüben steht der Feind, und es ist mir wichtig zu wissen, was er jetzt thun, und wohin er sich wenden will. Geht also hinüber und horcht ein wenig. Ihre Feldherren und Generäle werden wohl dort Quartier im Dorf genommen haben. Ihr müßt das zu erfahren und dann Euch dem Quartier zu nähern suchen. Alles, was Ihr dort hört und seht, das berichtet Ihr mir, und kehrt so schnell als irgend möglich hierher zurück.

Das ist Alles? fragte Fritz Kober.

Das ist Alles, sagte der König, aber nun geht, und hört einmal, wenn Ihr Euere Sachen klug macht, und kehrt gesund und frisch zu mir zurück, so sollt Ihr Beide Unterofficiere werden!

Fritz Kober lachte laut auf. Na, sagte er, Herr König, das kennen wir schon!

Auch ist es gar nicht nöthig, daß Ihr uns so etwas versprecht, Majestät, sagte Karl Heinrich, wir thun's nicht um den Lohn, sondern aus Respect und aus Liebe zu unserem König.

Aber sag' mir erst, warum Du lachtest? fragte der König.

Nun, weil's nicht das erste Mal ist, daß Euer Majestät uns den Unterofficier versprochen haben. Vor Leuthen sagten Sie auch, wenn wir brav wären, und recht viel Heldenthaten ausübten, so sollten wir

Unterofficiere werden. Na, brav sind wir gewesen, der Karl Heinrich hat neun, und ich sieben Gefangene gemacht, aber Unterofficiere sind wir doch noch nicht geworden.

Morgen seid Ihr's, sagte der König. Jetzt eilt Euch, und kehrt mir bald zurück.

Unsere Gewehre lassen wir hier, sagte Karl Heinrich, denn mit preußischer Montur dürfen wir nicht da hinüber gehen.

Sie stellten Beide ihre Gewehre an die Hüttenthür und dann sich einander die Hände reichend, und den König militairisch grüßend, eilten sie Beide von dannen.

Der König blickte ihnen sinnend nach, bis ihre beiden schlanken Gestalten sich in der Ferne verloren. Mit funfzigtausend solcher Soldaten würde ich die ganze Welt erobern, murmelte er. Das sind echte Soldatenherzen!

Dann wandte er sich um und schritt zu den beiden Schlafenden hin. Wie er sie leicht an der Schulter faßte, fuhren sie auf, und sprangen entsetzt empor, als sie den König erkannten.

Entschuldigen Sie Sich nicht, sagte der König gütig, Sie haben am Tage Strapatzen genug erduldet, und es ist begreiflich, daß Sie ermattet sind! Kommen Sie herein, Messieurs. Die Nachtluft könnte Ihnen schaden. Wir wollen da drinnen zusammen schlafen.

Aber wo sind die beiden Grenadiere? fragte Herr von der Goltz.

Ich habe sie mit Aufträgen fortgeschickt.

Dann erlauben mir Euere Majestät, daß ich hierbleibe und den Wachtdienst übernehme. Ich habe geschlafen, und bin jetzt wieder ganz munter.

Ich ebenso, sagte der zweite Adjutant. Geruhen Euer Majestät, sich zur Ruhe zu verfügen. Wir werden Wache halten.

Nicht doch, sagte der König lächelnd, der Mond hält Wache für uns Alle. Kommen Sie herein!

Aber es ist doch unmöglich, daß Euer Majestät hier so unbewacht schlafen wollen. Der erste, beste Kosack, der hier vorüberkommt, könnte sein Pistol durch's Fenster auf Euer Majestät abdrücken.

Der König schüttelte ernst das Haupt. Die Kugel, die mich treffen soll, kommt von Oben,*) sagte er. Auch würden Sie das kaum hindern können. Nein, es ist besser, keine Wache vor der Thür zu haben, und die Aufmerksamkeit der Umherschwärmenden gar nicht auf dies Haus zu lenken. Und ich denke, ohne äußere Veranlassung wird Niemand gerade vermuthen, daß diese schlechte, verfallene Baracke, durch die der Wind heult, die Residenz eines Königs ist! Kommen Sie also, Messieurs.

Er schritt in die Hütte, und die beiden Adjutanten folgten ihm, nicht mehr wagend, ihm zu widersprechen.

Löschen Sie die Lichter, sagte der König. Der Mond ist unsere Fackel, und beleuchtet ganz coquett unser lockendes Strohlager hier.

Er zog seinen Degen, und ihn fest in die rechte Hand nehmend, legte er sich nieder auf das Stroh. Da ist noch Platz für Sie beide, sagte er, legen Sie Sich also nieder. Gute Nacht, meine Herren.

Er hob leicht den dreieckigen Hut zum Gruß empor und legte ihn dann als Schutz gegen das Mondlicht und die Nachtkälte über sein Gesicht.

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Nicolai: Characterzüge und Anecdoten. Heft V. S. 118.

Die Adjutanten legten sich schweigend zu seinen Füßen nieder, und bald hörte man in diesem Zimmer nichts mehr, als das laute Athmen der Schlafenden.

IV.

Die nächtliche Berathung.

Hand in Hand schritten die beiden Grenadiere vorwärts, gerade auf das Schlachtfeld zu, denn bevor sie daran denken konnten, sich in's feindliche Lager zu wagen, mußten sie erst von zweien der Todten des Schlachtfeldes sich österreichische Uniformen geliehen haben. Es war nicht schwer, unter den vielen Leichen, die hier das Schlachtfeld bedeckten, zwei österreichische Officiersuniformen herauszufinden, und die beiden preußischen Grenadiere gingen schnell daran, die beiden Todten ihres Ueberkleides zu berauben, um sich dasselbe anzulegen.

Aber mitten in der Arbeit hielt Karl Heinrich inne. Ich weiß nicht, sagte er schaudernd, mich überläuft's ganz kalt, wenn ich denke, daß ich den Rock anziehen soll, den ich von einer Leiche genommen habe. Mir scheint, die Leichenkälte wird in meine eigenen Glieder ziehen, und ich werde nie wieder warm werden.

Fritz Kober sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Ich weiß nicht, sagte er, was Du immer für

Gedanken hast, auf die kein anderer Mensch kommt. Aber Recht hast Du, Karl Heinrich, es ist ein frostiges Ding.

Er war jetzt mit seiner Arbeit fertig, und mit seltsamer Hast seine eigene Jacke ausziehend zog er schnell den weißen Officiersrock des Oesterreichers an.

Ein Glück ist's, daß wir nicht nöthig haben, die Beinkleider zu wechseln, sagte er, ein bischen dunkler oder hellgrau, das macht in der Nacht keinen Unterschied. —

Eben war Karl Heinrich auch mit seiner Arbeit fertig geworden, und schickte sich an, gleichfalls den Rock eines Todten anzulegen, als Fritz Kober plötzlich seinen Arm faßte und ihn zurückhielt.

Halt einmal, sagte er, Du mußt mir einen Gefallen thun, Du mußt mit mir tauschen. Der Rock hier ist mir zu eng und kneift mich fürchterlich. Du bist viel schlanker, als ich, und also wird er Dir passen. Nimm ihn und gieb mir Deinen!

Er zog hastig den Rock wieder aus und reichte ihn seinem Freunde hin. Aber dieser wehrte ihn sanft zurück. Nein, Fritz Kober, sagte er mit einer so sanften und weichen Stimme, daß Fritz sich ganz verwirrt und gerührt davon fühlte, nein, Fritz, ich verstehe Dich ganz gut. Du hast ein Herz wie ein Engel, und Du thust nur so, als ob Dir der Rock zu eng ist, weil Du mir den geben willst, den Du schon durchgewärmt hast.

Ein Glück war's, daß Fritz Kober eben dem Mond den Rücken zugekehrt hatte, sonst würde sein Freund gesehen haben, daß eine tiefe Röthe sein Gesicht überzog, als ob er auf einer bösen That ertappt worden sei. So aber riß er dem Freunde

fast unsanft die andere Uniform weg und beeilte sich, sie anzuziehen.

Unsinn, sagte er. Der Rock kneift mich, das ist Alles! Und übrigens ist's nicht klug, die Zeit mit Redensarten zu verbringen. Komm', laß uns vorwärts gehen!

Gerade über das Schlachtfeld hin? fragte Karl Heinrich zögernd.

Gerade über das Schlachtfeld hin, denn das ist der nächste Weg.

So komm, sagte Karl Heinrich, indem er dem Freunde die Hand reichte.

Ein schauerlicher Weg war es allerdings, den sie zu wandern hatten. An Schaaren von Leichen kamen sie vorüber, an ächzend Sterbenden, an weniger schwer Verwundeten, die mit jammerndem Geschrei die Vorübergehenden um Erbarmen, um Hülfe anfleheten. Oft zögerte Karl Heinrich's Fuß, und er wollte stillstehen, die Unglücklichen zu trösten. Aber Fritz Kober zog ihn weiter. — Helfen können wir ihnen doch nicht, sagte er, und unser Weg ist weit.

Oft näherten sich den Wandernden auch die umherschwärmenden Kosacken auf ihren kleinen behenden Pferden, und riefen den Beiden schon von Weitem in ihrer barbarischen Sprache ein lautes Werda! zu. Aber wenn sie näher heransprengend die österreichische Uniform erkannten, ließen sie die Wandernden ruhig ziehen, und wunderten sich nicht mehr, daß sie nicht Antwort gegeben.

Und endlich war das Schlachtfeld überschritten, und sie kamen nun auf die freie Ebene, an deren Ende man die Lagerfeuer der Oesterreicher und Russen gewahrte. Je näher sie kamen, desto lebendiger ward es hier. Jubel und Lachen, Rufen und Schreien,

dazwischen einzelne militairische Commandoworte erschallten hier, und zwischen dem tollen Gewirr hier und dorthin rennender Soldaten, schreiender Marketenderinnen, die ihre Waare feilboten, und jubelnder Soldaten, die sich um ihre Lagerfeuer schaarten, hörte man zuweilen den tactmäßigen Schritt der Patrouillen, die das Lager durchzogen und überallhin ein sorgsames Auge werfen mußten.

Soviel ist gewiß, sagte Fritz Kober leise zu seinem Freunde, wie sie Arm in Arm und unbeachtet durch das Lager dahinschlenderten, soviel ist gewiß, daß die hier gar nicht daran denken, die Nacht weiter zu marschiren, sondern bei ihren Lagerfeuern auf eine ruhige Nacht hoffen.

Ich glaub's auch, flüsterte Karl Heinrich. Aber laß uns vorsichtig weitergehen, und horchen, ob wir nicht erfahren können, wo ihre Generäle Quartier haben.

Sieh, sieh, dort drüben wird's sein, sagte Fritz Kober hastig. Da brennen keine Lagerfeuer, aber in den Bauerhütten ist helles Licht, und mir scheint, ich sehe einige Schildwachen dort auf- und niedergehen. Dort werden die Generale ihr Quartier haben!

So laß uns dorthin gehen, sagte Karl Heinrich, aber laß uns einen Umweg machen, damit wir den Schildwachen nicht gerade entgegengehen, sondern uns hinterwärts den Häusern nähern.

Mit hastigen Schritten eilten sie vorwärts, in einem großen Bogen sich den Bauerhütten nähernd, die das Ziel ihrer Forschungen sein sollten.

Vor derselben herrschte tiefe Stille und Ruhe, aber es war jene Stille der Ehrfurcht und der Subordination, wie sie die Anwesenheit höherer Offi-

ciere bei ihren Untergebenen hervorzurufen pflegt. Da standen Gruppen von Officieren leise flüsternd nebeneinander, dort führten Soldaten die Reitpferde ihrer Herren auf und nieder, Ordonnanzen zu Pferde hielten unfern von ihnen, und mit geschultertem Gewehr gingen Schildwachen auf und ab. Aller Aufmerksamkeit schien indeß auf diese beiden Bauerhäuser gerichtet, und jeder Blick und jedes Ohr wandte sich in lauschender Spannung immer wieder den hell erleuchteten Fenstern zu.

Wir haben's richtig getroffen, flüsterte Fritz Kober, dem es gelungen war mit seinem Freunde sich zwischen diesen dunklen Zwischenraum, der die beiden Hütten trennte, hinzuschleichen. Wir sind hier beim Quartier der Generale. Sieh nur, hier geht eine österreichische Schildwacht auf und ab, und dicht daneben sehe ich eine Schildwacht mit der Bärenmütze. Sie sind alle Beide hier, der österreichische und der russische General.

Laß uns versuchen, dem Russen ein wenig in die Fenster zu schauen, flüsterte Karl Heinrich, vorwärts schleichend. Aber wie sie eben vorsichtig um die Ecke schlüpften, von dem Stamm eines Baumes geborgen, der hier die Hütte beschattete, machte lautes Commandowort und eine allgemeine Bewegung in den Reihen der auf dem Platze versammelten Soldaten sie stillstehen.

Die Officiere stellten sich in Reihen, die Schildwachen schulterten, die Soldaten traten unter's Gewehr, denn aus dieser Hütte links war so eben der österreichische General Loudon, umgeben von seinen Stabsofficieren, auf den Platz hinausgetreten. Freundlich grüßend schritt er an den Officieren vorüber, und näherte sich mit seinen Begleitern dem

zweiten Hause. Die Kosacken, welche vor der Thür an der Erde kauerten, richteten sich auf und präsentirten das Gewehr. Der General aber blieb stehen, und flüsterte seinem Adjutanten einige Worte zu; während dieser dann in die Hütte trat, blieb Loudon wartend stehen, und der Mond, der eben hell und voll sein Antltz beleuchtete, ließ sehr deutlich die finstere Wolke erkennen, welche die Stirn des österreichischen Generals beschattete, der es als eine Demüthigung empfand, daß Er es sein mußte, der dem russischen Bundesgenossen die Honneurs machte.

Während Loudon wartete, waren die beiden preußischen Grenadiere vorsichtig zu der zweiten Hütte herangeschlichen.

Laß uns nach der Hinterseite gehen, flüsterte Karl Heinrich. Da stehen keine Schildwachen, und vielleicht finden wir da eine Thür, durch welche wir in's Haus schleichen können.

Die Hinterseite der Hütte war mit einem kleinen Garten umgeben, dessen dichtes Gesträuch den beiden Grenadieren hinlänglichen Schutz gewähren konnte. Leise und geräuschlos sprangen sie über den niedrigen Bretterzaun, der das Gärtchen umfaßte, und dann im nächsten Gesträuch sich verbergend, recognoscirten sie das Terrain. Keine einzige Schildwacht störte sie in ihren Betrachtungen, und ungesehen und ungefährdet konnten sie es wagen, sich dem Hause noch mehr zu nähern.

Wie sie jetzt aus dem Gebüsch hervortraten, faßte Fritz Kober heftig seines Freundes Arm, und nur mit Mühe unterdrückte er den Freudenruf, der sich aus seiner Brust hervordrängte. — Und allerdings, der Anblick, der sich ihnen jetzt darbot, war wohl geeignet, das Herz der beiden tapferen Soldaten zu

erfreuen, denn sie hatten ihr Ziel erreicht, und waren jetzt im Stande, die Wünsche ihres Königs zu erfüllen.

Sie befanden sich wirklich vor dem Quartier des russischen Generals. Dort in diesem großen Zimmer, das offenbar der Tanzsaal der Dorfschenke war, und den Bauern als Versammlungsort gedient hatte, dort an diesem langen eichenen Tisch in der Mitte des Zimmers, saß der General Soltikow, und um ihn her saßen und standen die russischen Generale und Officiere in ihren reichen malerischen Trachten, während an der Thür ein halbes Dutzend Kosacken an der Erde kauerten und mit schläfrigen Blicken zu dem Tisch hinstarrten. Auf diesem standen mehrere silberne Armleuchter mit Wachskerzen, welche das Gemach bis zur Tageshelle erleuchteten, und den beiden preußischen Grenadieren den vollen Einblick in den ganzen Raum gestatteten. Aber das Schicksal schien sie in jeder Weise begünstigen und ihnen die Gelegenheit geben zu wollen, nicht bloß zu sehen, sondern auch zu hören. — Die nach dem Garten führenden Fenster waren geöffnet, um in dieses schwüle dumpfe Gemach ein wenig von der frischen Kühle der Nacht einziehen zu lassen, und dicht neben dem einen der Fenster befand sich ein dichtes Gesträuch, in dem man sich leicht verbergen konnte.

Geh Du dorthin, flüsterte Karl Heinrich, ich will mich dort drüben hinter jenem Baumstamm verbergen, wir wollen von verschiedenen Standpunkten unsere Beobachtungen anstellen. Vielleicht hört oder sieht der Eine von uns was dem Anderen entgeht. Laß uns genau aufpassen, damit wir dem König Alles erzählen können.

Ohne des Freundes Antwort abzuwarten, schlüpfte

Karl Heinrich von dannen. Fritz Kober schlich leise zu dem Gesträuch hin, einen Moment hörte man noch das Rascheln der Zweige, das leise Knarren von Fußtritten, dann war Alles still. Niemand in dem Zimmer konnte ahnen, daß da in diesem schweigenden kleinen Garten vier glänzende Augen beobachteten, was hier geschah.

An dem Tische, wie gesagt, saß der russische Feldherr im Kreise seiner Generale und Officiere. Vor ihm lagen Papiere und Briefschaften, Landkarten und Pläne, in welche er zuweilen hineinschaute, während er dem ihm gegenübersitzenden Officier den Schlachtbericht dictirte, den er an seine Gebieterin, die Kaiserin Elisabeth, sogleich absenden wollte. Einige Schritte von ihm standen in steifer militairischer Haltung diejenigen Officiere, welche dem Feldherrn Rapport abgestattet hatten, und deren Bericht so eben eine trübe Wolke auf der Stirn des siegreichen Feldherrn hervorgerufen hatte.

Mit einer hastigen Kopfbewegung sich an diesen kleinen Herrn im goldgestickten Gewande, mit der steifen, schön frisirten Allongenperrücke, wendend, sagte der General achselzuckend: haben Sie gehört, Herr Marquis? Zehntausend meiner Tapfern liegen auf dem Schlachtfeld und eben so viele sind verwundet!

Daraus folgt, sagte der Marquis Montalembert, der französische Geschäftsträger und Unterhändler zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Paris, daraus folgt, daß der König von Preußen vielleicht vierzigtausend Todte und Verwundete haben wird, und daß demzufolge seine kleine Armee fast ganz aufgerieben und vernichtet ist.

Wer weiß, rief Soltikow, der König von Preu-

ßen pflegt seine Niederlagen immer sehr theuer zu verkaufen, und es sollte mich daher gar nicht wundern, wenn er weniger Soldaten verloren, als wir.*)

Nun, er wird jetzt nichts mehr zu verkaufen haben, sagte der Marquis lächelnd. Es hängt nur von Ihnen ab, dem flüchtigen, besiegten König den Gnadenstoß zu geben, und ihn für immer zu vernichten, denn —

Das Eintreten eines Officiers unterbrach den Marquis.

Der Herr General von Loudon, meldete der Officier.

Soltikow stand auf und schritt der Thür zu, den Eintretenden willkommen zu heißen. Ein stolzes Lächeln stand auf seinem Antlitz, und wie er dem österreichischen General die Hand entgegenstreckte, that er das mit einer solchen Miene, mit der etwa ein gnädiger Vorgesetzter seinem Untergebenen huldvoll sich erweist.

Der schnelle, feste Blick Loudon's schien indeß die stolzen und übermüthigen Gedanken des Bundesgenossen auf seinem Gesicht gelesen zu haben, und ohne Zweifel geschah es deshalb, daß er die Hand Soltikow's kaum berührte, und mit stolz gehobenem Haupt in die Mitte des Zimmers vorschritt.

Ich habe es vorgezogen zu Ihnen zu kommen, Excellenz, sagte Loudon mit etwas scharfem, gereiztem Ton, Sie haben hier ein größeres Zimmer, während ich in meiner Hütte kaum Raum gefunden hätte, Sie mit Ihren Adjutanten willkommen zu heißen.

---

*) Soltikow's eigene Worte. Siehe: von Archenholtz. Th. I. S. 206.

Auch kommen Sie gerade zur gelegenen Stunde, Herr General, sagte Soltikow mit einem stolzen Lächeln, denn Sie sehen wohl, wir wollten eben einen Kriegsrath halten, und überlegen, was jetzt ferner zu thun sei.

Ueber Loudon's Antlitz flog ein sehr zorniger Ausdruck und ein Blick seiner Augen traf das lächelnde Antlitz Soltikow's.

Unmöglich, General, konnten Sie Kriegsrath halten wollen, ohne mich! sagte er hastig.

Oh, seien Sie unbesorgt, General, rief Soltikow lächelnd, ich würde sie ohne Zweifel von unseren Beschlüssen sofort in Kenntniß gesetzt haben!

Nur meine ich, daß Sie gar keine Beschlüsse ohne mich fassen konnten, sagte Loudon, dessen Stirnader schon zu schwellen begann.

Soltikow verneigte sich mit seinem unveränderten, übermüthigen Lächeln. Streiten wir uns nicht, Excellenz, über Dinge, die noch nicht geschehen sind, sagte er. Der Kriegsrath hatte noch nicht angefangen, aber jetzt, da Sie da sind, General, kann er ohne Zweifel beginnen. Nur erlauben Sie mir zuvor, diese Depesche zu unterzeichnen, in welcher ich meiner gnädigen Kaiserin so eben den Sieg gemeldet habe, den die Truppen heute über die Armee des preußischen Königs erfochten.

Ah, General, da bin ich Ihnen also zuvorgekommen, rief Loudon stolz, die Depesche ist schon abgegangen, in welcher ich meiner Kaiserin den Sieg melde, den die österreichischen Truppen heute über die Armee des preußischen Königs erfochten haben.

Soltikow warf das Haupt stolz zurück, und seine kleinen grauen Augen schossen zornige Blitze hinüber nach dem österreichischen General. Aber dieser

begegnete denselben mit einem lächelnden, ruhigen Blick, und fuhr fort: ich versichere Sie, Excellenz, die Begeisterung über unseren glorreichen Sieg hat diesmal meine ungelenke Zunge förmlich beredt gemacht, und ich habe meiner Kaiserin förmlich malerisch den Moment geschildert, wie die siegreichen Preußen vorwärts stürmten, um die von den flüchtenden Russen verlassenen Batterien im Kuhgrund zu besetzen, und wie nun plötzlich die österreichischen Reiter aus dem Kuhgrund hervorstürzten, und den Sieger aufhielten und zurückdrängten, und durch ihre Löwentapferkeit das Schicksal des Tages entschieden.

Während Loudon, anscheinend ganz sorglos, so sprach, war das Antlitz des russischen Generals erblaßt vor Zorn, und mühsam nach Athem ringend, preßte er seine zusammengeballte Rechte auf den Tisch, daß die Papiere unter seiner nervigten Faust sich knisternd zusammenbogen. Jedermann blickte in athemloser Spannung und wahrem Entsetzen auf Soltikow hin, dessen rasch aufwallenden und rücksichtslosen Zorn man kannte.

Aber der Marquis von Montalembert beeilte sich, dem Ausbruch dieses Zorns zuvorzukommen, und bevor noch Soltikow Athem gefunden, um zu sprechen, wandte er sich mit seinem heiteren verbindlichen Gesichtsausdruck an Loudon. Wenn Sie die heutige Schlacht so drastisch und en détail gemalt haben, sagte er, so werden Sie gewiß auch nicht vergessen haben, die glorreiche Tapferkeit der russischen Truppen zu erwähnen, und den wahrhaft erhabenen Moment zu schildern, wo die Russen vor den heranstürmenden Preußen sich reihenweise wie todt zur Erde niederwarfen, die Preußen über sich hinweg

ziehen ließen, und dann rasch aufspringend ihnen in den Rücken feuerten.*)

Gewiß habe ich das nicht vergessen, sagte Loudon, dessen edles Herz schon die augenblickliche Aufwallung des Zorns zu bereuen anfing, gewiß werde ich nicht so feig und gewissenlos sein, den großen und überwiegenden Antheil zu leugnen, den die russische Armee an der Ehre des heutigen Tages hat, aber Sie werden es begreifen, daß ich auch meinen Antheil mir nicht ganz und gar verkümmern lassen will. Wir haben zusammen gekämpft, zusammen gesiegt, lassen Sie uns jetzt auch zusammen des glücklichen Erfolges uns freuen!

Er reichte Soltikow mit einem so freundlichen Ausdruck die Hand, daß dieser nicht zu widerstehen vermochte. Sie haben Recht, General, sagte er, die dargereichte Hand des biederen Oesterreichers herzlich drückend, ja, Sie haben Recht, wollen wir uns zusammen des glücklichen Erfolges freuen! Wein her, wir wollen zuerst dem Sieg des Tages ein Glas darbringen, und auf die Freundschaft Oesterreichs und Rußlands eine Flasche Eueres schönen deutschen Rheinweins leeren. Wein her! Die Nacht ist noch lang genug zur Berathung, laßt uns erst den Sieg feiern.

Die Kosacken waren auf den Wink eines der Adjutanten Soltikow's vom Boden aufgesprungen, und schleppten jetzt mit lustiger Behendigkeit aus der Ecke des Gemaches das große Reisenecessaire des Generals herbei, das eine hinlängliche Anzahl gefüllter Flaschen und silberner Becher enthielt, die

*) v. Archenholz: Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 257.

sie mit geschäftiger Eile auspackten, und auf dem Tisch aufzustellen begannen. Der Secretair war nicht minder eilfertig bemüht die Papiere und Briefschaften hastig zusammen zu raffen, und der Tisch, welcher eben noch ein so sehr geschäftsmäßiges Ansehen gehabt, hatte sich schnell genug in ein anmuthiges Büffet, geschmückt mit einer Batterie Flaschen und silberner Becher, verwandelt.

Während Soltikow ganz vergnügt dieser Verwandelung zuschaute, warf der Marquis dem österreichischen General einen angstvollen und beredten Blick zu, den dieser mit einem leisen Achselzucken erwiederte. — Beide wußten sie, daß der tapfere General Soltikow nächst dem Donnern der Kanonen und dem Gewühl der Schlachten nichts so sehr liebte, als das Springen der Pfropfen, den Duft des Weins, daß der General ein eben so tapferer und unverwüstlicher Soldat, als tapferer und unverwüstlicher Trinker war, welcher beim Wein sehr geneigt schien, alles Andere zu vergessen, um nur der Wonne des Genusses sich zu überlassen.

Der Marquis wollte daher noch einen schwachen Versuch machen, den russischen General an seine ernsteren Pflichten zu erinnern.

Sehen Sie da, Excellenz, sagte er, Ihr Herr Secretair sieht ganz traurig und melancholisch aus, weil er vor dieser Batterie von Flaschen sich mit seinen erhabenen Schreibereien zurückziehen soll. Wollen Euere Excellenz ihn nicht erst abfertigen, und den angekündeten Kriegsrath abhalten, damit wir desto ungestörter nachher der Freude uns hingeben können!

Wozu bedarf es indessen eigentlich des Kriegsraths, fragte Soltikow, indem er sich auf einen Ses-

sel niedergleiten ließ, und dem hinter ihm stehenden Kosacken den silbernen Becher darreichte, damit er ihn zum zweiten Mal fülle. Wozu die Geschäfte und die Schreibereien. Die Depesche an meine Kaiserin ist vollendet! Siegeln Sie dieselbe, Pietrowitsch, und senden Sie den Courier sogleich mit derselben ab. Alles Uebrige hat Zeit bis morgen! Kommen Sie, Herr General, lassen Sie uns anstoßen auf das Wohl unserer erhabenen Kaiserinnen.

Loudon nahm den dargereichten Becher, und that dem Feldherrn tapfer Bescheid. Dann nachdem er den Becher geleert, sagte er: ich meine, Excellenz, wir sollten unseren erhabenen Kaiserinnen nicht blos die Nachricht von dem heutigen Siege schicken. Es liegt in unserer Hand, ihnen die Nachricht von der vollständigen und unwiderruflichen Bezwingung des Feindes zu geben.

Wie das? fragte Soltikow, indem er sich seinen Becher auf's Neue füllen ließ.

Nun, wenn wir jetzt, statt hier in behaglicher Ruhe zu sitzen, und dem Feinde Zeit zu gönnen seine zerstreuete Armee wieder zu sammeln, mit unseren Truppen an die ernstliche Verfolgung der Preußen gingen, wenn wir dem König den Rückzug abschnitten, und ihn hinderten, wieder über die Oder zu gehen, und sein altes Lager von Reitwen wieder zu beziehen, nur so würden wir im Stande sein, den Feind ganz und gar aufzureiben, und diesem Kriege auf Einen Schlag ein Ende zu machen.

Ach, Sie meinen, wir sollen gleich wieder aufbrechen? fragte Soltikow. Wir sollen unseren erschöpften Truppen nicht einmal eine Stunde Schlaf gönnen, sondern sie gleich wieder hinausbetzen in's Schlachtgewühl und in den Tod. Nein, nein, Herr

General, das Blut meiner tapferen Russen ist ebenso viel werth, als jedes andere Menschenblut, und ich will nicht, daß sie die Mauer sein sollen, hinter denen die guten edlen Deutschen sich in gemächlicher Sicherheit aufstellen, während wir für sie unser Blut und Leben einsetzen. Ich denke, wir Russen haben jetzt genug gethan, und wir bedürfen keines neuen Sieges mehr, um zu beweisen, daß wir tapfer sind. Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, wie den heutigen, so werde ich mit einem Stabe in der Hand allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen können, denn es werden mir keine Soldaten mehr übrig geblieben sein.*) Ich spreche hier nicht gegen Sie, Herr General Loudon, denn Sie sind mir heute ein treuer Bundesgenosse gewesen, und wir haben zusammen geblutet, und zusammen gesiegt, obwohl wir nicht mit einem geweiheten Hut und Degen geschützt waren, wie es der Feldmarschall Daun ist, der von uns immer Siege fordert, während er selber unentschlossen und unthätig stehen bleibt.

Euer Excellenz scheinen wirklich erbittert auf den Feldmarschall Daun zu sein? sagte Loudon mit einem Lächeln, das er nicht ganz zu unterdrücken vermochte.

Ja, rief Soltitow, ich bin erbittert auf diesen modernen Fabius Cunctator, dem es so leicht geworden, berühmt zu werden, und der in Wien Ehren erndtet, die nicht ihm, sondern Ihnen, Herr General Loudon, gebühren. Denn Sie handeln, während er zögert, Sie sind immer schlachtbereit und thatkräftig,

---

*) Soltikow's eigene Worte. Siehe von Tempelhof: Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. III. S. 194.

während Daun immer abwartet, immer säumig ist, immer nachdenkt, ob er zuschlagen soll, und darüber die Gelegenheit, es zu thun, vorübergehen läßt.

Die Kaiserin, meine erhabene Gebieterin, hat ihn indessen mit ihrem besonderen Zutrauen beehrt, sagte Loudon leise, und also wird er es auch wohl verdienen.

Ja, und Sie und uns hat man in Wien mit besonderem Mißtrauen beehrt, rief Soltikow stürmisch, indem er einen Becher voll Wein hinunterstürzte. Ihnen, ich weiß es, spendet man nur seltenes und kärgliches Lob, denn man muß Alles für Daun reserviren, und uns betrachtet man immer mit feindlichen, scheelen Blicken, und ist immer bemüht, uns zu verdächtigen, und unseren Eifer und unseren guten Willen anzuklagen.

Es ist wahr, sagte Loudon lächelnd, es wird uns immer schwer, an die Aufrichtigkeit der russischen Freundschaft zu glauben, vielleicht aber nur deshalb, weil wir dieselbe so sehr wünschen und ersehnen.

Worte, schöne Worte, rief Soltikow hitzig. Der Deutsche hat immer ein heimliches Grauen vor dem Russen, und es ist Euch immer zu Muth, als wären wir verkleidete Tigerkatzen, die jeden Augenblick bereit wären, Euch Euere herrliche Cultur und Euere feine Bildung zu rauben, und aufzufressen. Deshalb möchtet Ihr gern immer eine Glasglocke drüber stülpen, wenn wir in Euerer Nähe sind, und uns Euere Herrlichkeit immer nur hinter einer durchsichtigen Mauer zeigen, damit wir Euch bewundern und beneiden sollen. Wenn Ihr in Frieden und in schönster Eintracht lebt, da vermeidet Ihr uns, da dünkt sich der Deutsche viel zu fein gebildet, und zu hoch ür den barbarischen Russen, aber wenn Ihr Euch

untereinander zankt, und nicht mehr wißt, wo aus noch ein, dann entsinnt Ihr Euch plötzlich, daß der Russe Euer Nachbar ist, und daß er eine gute Klinge führt, und tapfer einzuhauen versteht; dann ruft Ihr ihn zu Hülfe, und bietet ihm Euere Freundschaft an, das heißt aber immer nur auf so lange, bis Ihr Euere anderen Feindschaften beendet habt, und unserer nicht mehr bedürft. Aber selbst, während Ihr uns Euere Freunde nennt, mißtraut Ihr uns, und beargwöhnt unseren guten Willen. Führt man in Wien nicht beständig Klagen über uns? Apraxin schmachtet in Ketten und Banden, weil Oesterreich ihn des Verrathes und des schlechten Diensteifers anklagt; auch über Fermor und Butturlin hat man von Wien aus große Klage geführt, und vor unserer Kaiserin bald ihren guten Willen, bald ihre Fähigkeiten zu verdächtigen gesucht, und ihnen Verweise zugezogen, die sie wahrlich nicht verdient hatten. Auch über mich, ich weiß es, hat man sich bereits beschwert, und mich der Unthätigkeit, der Abneigung, die Bundesgenossen zu unterstützen, und überhaupt eines geringen Eifers für die gemeinschaftliche Sache angeklagt. Das macht uns böses Blut, Ihr Herren, und hättet Ihr nicht einen so vortrefflichen Wein in Euerem schönen Deutschland, so könnte unsere Freundschaft sich wahrlich nicht lange gesund und kräftig auf den Füßen erhalten. Deshalb, Herr General, nehmen Sie Ihren Becher, und lassen Sie uns zusammen trinken von Ihrem schönen deutschen Wein, auf das Wohl unserer Freundschaft! Stoßen Sie Alle mit an, meine Herren, und damit der Herr General sieht, daß wir es ehrlich meinen mit unserem Toast, leeren Sie Ihre Becher auf einen Zug!

Sie thaten Alle, wie ihnen Soltikow geheißen, und tranken in langen Zügen von dem feurigen alten Rheinwein, den Soltikow so sehr liebte, und ihre Augen glühten höher auf, und ihre Wangen färbten sich mit dunklerer Gluth. — Loudon sah das mit Entsetzen, und seine besorgten Blicke wandten sich hinüber zu dem Marquis Montalembert, der dieselben mit einem traurigen Achselzucken erwiederte.

Und jetzt, Excellenz, da wir getrunken haben von unserem deutschen Wein, sagte Loudon, jetzt lassen Sie uns noch ein wenig an Deutschland denken, und an den Feind, der Deutschlands Ruhe nicht mehr bedrohen soll, wenn wir's nicht wollen. Unsere Truppen haben jetzt einige Stunden der Ruhe genossen, und werden wohl im Stande sein, wieder aufzubrechen.

Immer noch dasselbe Lied, rief Soltikow mit einem heiteren Lachen. Aber es soll mich nicht mehr aus meiner behaglichen Ruhe wecken. Ich habe genug gethan, und meine Truppen auch.

Ich erhielt so eben einen Courier von Daun, sagte Loudon leise. Er macht es mir zur Pflicht, Euer Excellenz zu beschwören, daß wir jetzt auf das Nachdrücklichste unseren Sieg verfolgen, um den besiegten Feind nun vollends zu zerschmettern.

Und das wird eine so leichte Arbeit sein, sagte Montalembert mit seinem einschmeichelndsten Ton. Die Armee des Königs ist zerstreut und auf der Flucht. Man muß sie verhindern, sich wieder zu sammeln, man muß die zerstreuten Schaaren immer mehr auseinander hetzen, und dem König jeden Rückzug abschneiden.

Nun, wenn das sein muß, sagte Soltikow gleichgültig, indem er seinen auf's Neue gefüllten Becher

wieder an den Mund setzte, wenn man das muß, so kann ja der Herr Feldmarschall Daun die Sorge übernehmen. Ich meinestheils werde mich ganz ruhig verhalten. Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte jetzt nur noch, um weitere Bewegungen zu machen, auf die Nachricht zweier Siege von Daun, denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin allein handeln sollen.*)

Aber, sagte der Marquis Montalembert leise und indem er sich den Anschein gab nicht von Loudon gehört werden zu wollen, aber wenn Euer Excellenz jetzt unthätig bleiben und nicht vorwärts rücken, so werden Sie den Oesterreichern ganz allein die Früchte Ihrer Siege überlassen!

Darauf bin ich gar nicht eifersüchtig rief Soltikow lachend. Ich wünsche den Oesterreichern von ganzem Herzen noch mehr Glück, als ich gehabt! ich habe aber für mein Theil genug gethan.**) Und damit genug für heute von Geschäften! Schenk ein, Iwan, und Sie, meine Herren, füllen Sie Ihre Gläser. Wir haben der Göttin Bellona heute eine Stunde des Glückes abgewonnen, wollen wir dieselbe also genießen, und aller Sorgen vergessen! Trinken wir noch einmal, meine Herren! Es lebe unsere liebreizende Herrin, die Kaiserin Elisabeth!

Sie lebe hoch, rief der Chor der russischen Officiere ihm nach, und die Gläser klangen, und der duftende Rheinwein perlte wie schäumendes Gold in den silbernen Bechern; Soltikow und seine Generale schlürften ihn mit immer wachsendem Behagen

---

*) Soltikow's eigene Worte. Siehe v. Archenholtz: Th. I. S. 263.

**) Soltikow's eigene Worte. Siehe von Archenholtz: Th I. S. 263.

ein, und ihre Heiterkeit steigerte sich immer mehr. Mit glühenden Gesichtern saßen sie um den Tisch, und hörten ihrem angebeteten Feldherrn zu, der ihnen in harmloser Fröhlichkeit einige lustige Scenen aus seiner Jugend erzählte, und seine Zuhörer so laut und entzückt lachen machte, daß die Wände dröhnten, und daß Fritz Kober, welcher da draußen im Gebüsch kauerte, nicht umhin konnte ein wenig mit zu lachen.

Immer stürmischer, immer ungebundener ward jetzt die Heiterkeit der Russen. Sie träumten sich zurück in ihre Heimath, hier und dort fing einer der weinseligen Herren an, irgend ein russisches Lieblingsliedchen zu singen, und die Kosacken, welche an der Thür kauerten, grinzten vor Vergnügen, wie sie das hörten und summten leise das Refrain nach. Der Wein begann schon seine Freiheits- und Gleichheitsprincipien auf die Gemüther auszuüben, und die Unterschiede des Ranges und der Stellung aufzuheben. Aller Gesichter strahlten vor Vergnügen, Jedermann lachte und scherzte, trank und sang, und Niemand gedachte jetzt noch des Königs von Preußen und seiner zersprengten Armee. Man erinnerte sich nur noch des Sieges, den man erfochten, aber bei dem köstlich duftenden Wein vergaß man des Besiegten.*)

Nur Montalembert und Loudon nahmen nicht Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit. Sie hatten sich bald von dem Tisch mit seinem fröhlichen Gelage zurückgezogen, und standen jetzt, die wildbewegte Gruppe vor ihnen betrachtend, zusammen an einem der geöffneten Fenster. Es ist vergeblich, flüsterte

*) Siehe: Preuß. Friedrich der Große. Th. II. S. 217. — Gebhard Vertheidignng Friedrichs d. Gr. S. 73.

Loudon, wir werden ihn nicht bewegen können, aufzubrechen. Der deutsche Wein liegt Soltikow mehr am Herzen, als seine deutschen Bundesgenossen.

Aber Sie, Herr General flüsterte Montalembert, Sie sollten thun was Soltikow verabsäumt. Sie sollten von dieser Saumseligkeit des russischen Generals Vortheil ziehen, und den König verfolgen.

Als ob ich noch hier wäre, wenn ich das thun könnte! sagte Loudon schmerzvoll. Man hat mir die Hände gebunden, und ich darf nichts unternehmen, was nicht im Einverständniß mit unserem Verbündeten ist. Wenn Soltikow nicht will, kann ich allein nicht aufbrechen, sondern muß mich fügen, denn sobald wir vereint sind, sollen und können wir nur gemeinsam handeln!

Ein lautes brüllendes Lachen der fröhlichen Tischgenossen machte jetzt die beiden Herren verstummen. Soltikow hatte eben eine lustige Geschichte erzählt, daß selbst die Kosacken laut gelacht hatten, und einer der russischen Generale, der das bemerkt, hatte sie dafür belohnt, indem er von einem Armleuchter zwei schöne Talglichter abgezogen, und sie den Kosacken hinwarf, die den duftenden Leckerbissen mit freudigem Jauchzen empfingen.

Lassen Sie uns gehen, flüsterte Montalembert, die Scene wird doch — gar zu russisch!

Ja, lassen Sie uns gehen seufzte Loudon, wenn wir denn doch hier unthätig liegen bleiben müssen, so können wir doch wenigstens die Zeit zum Schlafen benutzen.

Niemand achtete darauf, daß die beiden Herren sich entfernten, das fröhliche Lachen, das Trinken und Singen ging ungestört weiter, und verwandelte sich bald in verworrenes Durcheinander, in ein seliges, trunkenes Lallen und Jauchzen.

Jetzt können wir auch abziehen, flüsterte Karl Heinrich, der sich leise zu Fritz Kobers Versteck hingeschlichen hatte. Komm, komm, Du weißt, wir werden erwartet!

Fritz Kober schlüpfte aus dem Gebüsch hervor, und mit möglicher Vorsicht eilten die Beiden von dannen. Erst als die jetzt schweigende und stille Lagerstätte der Oesterreicher und Russen hinter ihnen lag, und sie wieder das Schlachtfeld überschritten, brach Fritz Kober das Schweigen, das sie bis dahin, aus Furcht einen oder den anderen dieser an den verglimmenden Lagerfeuern schlafenden Soldaten zu wecken, beobachtet hatten.

Na, fragte Fritz, seufzend, was werden wir dem König nun sagen?

Nun, Alles, was wir gehört haben, sagte Karl Heinrich lachend.

Ja, aber wir haben ja nichts gehört, murrte Fritz. Ich hab' meine Ohren so weit aufgerissen, als ich nur immer konnte, aber ich hab' doch nichts verstanden. Ist's nicht eine Niederträchtigkeit, nach Deutschland zu kommen, und so'n abscheuliches Kauderwelsch zu reden, daß man kein Wort verstehen kann. Wenn man in Deutschland ist, muß man Deutsch sprechen und nicht Russisch.

Sie haben nicht Russisch gesprochen, sondern Französisch, ich habe Alles recht gut verstanden, sagte Karl Heinrich.

Fritz Kober blieb stehen, und starrte seinen Freund fast entsetzt an. Du verstehst Französisch?

Ich bin an der französischen Grenze zu Hause, sagte Karl Heinrich, und meine Mutter war eine Elsasserin, daher lernte ich Französisch.

Du verstehst Alles! rief Fritz Kober kopfschüttelnd.

Aber ich, — ich bin ein ausgemachter Dummkopf, und der König wird mich auslachen, denn ich habe ihm nichts zu berichten. Es wird wieder nichts sein mit dem Unterofficier.

Wenn Du's nicht wirst, werde ich's auch nicht, Fritz. Und übrigens, was das Erzählen anbetrifft, so wirst Du dem König ebenso viel zu sagen wissen, als ich. Du hast mit den Augen gehört und ich mit den Ohren, und die Hauptsache, worauf es ankam, die kannst Du so gut berichten, wie ich. Die Hauptsache ist, daß die Russen und Oesterreicher schlafen, und gar nicht daran denken, uns zu verfolgen!

Ja, das ist wahr, das kann ich dem König auch berichten, rief Fritz Kober, und das wird ihm das Liebste sein. Sieh, Karl Heinrich, der Morgen dämmert schon herauf, laß uns eilen, daß wir zum König kommen. Wenn er hört, daß die Oesterreicher und Russen schlafen, so wird er sagen, daß es für die Preußen gerade Zeit ist, um zu wachen.

V.

Ein Held im Unglück.

Glücklich und ungefährdet kamen die beiden Grenadiere nach dem Dorfe zurück, in welchem sich jetzt das Hauptquartier des Königs befand. Der erste Strahl der Morgensonne beleuchtete die elende, verfallene Hütte, in welcher der König sein Lager auf-

geschlagen. Ringsum war Alles still, nicht das leiseste Geräusch unterbrach die friedliche Morgenstille; gleichsam, als habe die Natur selber Ehrfurcht vor dem Schlummer des Helden, schienen selbst die Vögel zu schweigen, und der Morgenwind rauschte nur mit leisem Säuseln an die kleinen Fenster, als wolle er dem König ein friedliches Schlummerlied singen. Da die Wachen vor der Thür des Königs fehlten, schien die Sonne die Wache übernehmen zu wollen, und beleuchtete und grüßte mit ihrem ersten Strahl die heilige Stätte, wo ein vom Mißgeschick verfolgter Held ruhte.

Leise und mit angehaltenem Athem schlichen die beiden Grenadiere in die offene Hütte. Dieses tiefe Schweigen, diese von keinem Laut unterbrochene Stille ängstigte sie. Es schien ihnen ganz unmöglich, daß sie hier, in diesem elenden Hause, so ganz allein und unbewacht den König finden würden. Sie dachten an die umherschwärmenden Kosacken; zwölf von ihnen würden genügt haben, diese kleine Hütte zu umstellen, und den König mit seinen beiden Adjutanten gefangen fortzuführen!

Ich weiß nicht, flüsterte Fritz Kober, als sie auf dem Flur der Hütte standen, ich hab' nicht die Courage die Thür zu öffnen. Der König ist gewiß nicht mehr drin. Die Kosacken haben ihn fortgeschleppt.

Das wird Gott nicht gelitten haben, sagte Karl Heinrich feierlich. Gott hat mit seinem Mond und seinen Sternen den König bewacht, als wir nicht da waren, das glaube ich. Komm, laß uns zum König gehen!

Leise öffnete er die Thür und sie traten ein. Aber dann blieben sie Beide, wie von scheuer Ehrfurcht

gefesselt, stehen, und wagten sich nicht weiter hinein in das Zimmer.

Dort auf dem Stroh, das nur spärlich den schmutzigen Lehmboden der Hütte bestreute, dort lag der König; den Hut halb über's Gesicht gedrückt, den bloßen Degen in der Rechten, lag er und schlief so fest und ruhig, als sei er daheim in seinem schönen und prachtvollen Sanssouci; zu seinen Füßen lagen die beiden Adjutanten und schnarchten.

Siehst du, flüsterte Karl Heinrich leise, so schlummert ein König, den Gott bewacht! Aber jetzt müssen wir ihn wecken.

Er schritt vorwärts zu dem König hin, und indem er neben ihm niederkniete, flüsterte er: Herr König, wir sind wieder da! Wir bringen Nachricht von den Russen und den Oesterreichern!

Der König richtete sich langsam empor, und schob seinen Hut von seiner Stirn zurück. Gute oder schlimme Nachrichten? fragte er.

Gute Nachrichten, sagte Fritz mit einem glückseligen Grinsen. Die Oesterreicher haben sich zu Bett gelegt, und die Russen auch. Sie wollen schlafen!

Ja, und sie denken gar nicht daran, Euer Majestät verfolgen zu wollen, fügte Karl Heinrich hinzu. Loudon wollte es wohl, aber Soltikow nicht, der will gar nichts thun, ehe Daun nicht etwas gethan hat.

So, Ihr habt wohl mit im Kriegsrath gesessen? fragte der König lächelnd.

Beinahe haben wir's, sagte Fritz Kober vergnügt. Ich habe den Kriegsrath gesehen, und der Karl Heinrich hat ihn gehört.

Der König stand auf. Ihr sprecht zu laut, sagte

er, Ihr werdet die beiden Herren hier wecken, und sie schlafen so schön. Kommt, laßt uns vor die Thür gehen und da draußen sollt Ihr mir Alles erzählen.

Leise auf den Zehen durchschritt er den Raum, und ging hinaus vor die Thür. Dort setzte er sich auf die kleine Bank, und ließ sich von den vor ihm stehenden Grenadieren ganz genau und umständlich Alles, was sie gehört und gesehen hatten, erzählen.

Lange noch, als sie geendet, saß der König schweigend und in tiefen Gedanken verloren da. Das große, feurige Auge zum Himmel emporgerichtet, schien er in heiligem Zwiegespräche mit Gott seine Zukunft zu bedenken und zu erwägen.

Wie er dann langsam den Blick senkte, traf er auf die beiden Grenadiere, die in schweigender Ehrfurcht vor ihm standen.

Ich bin mit Euch zufrieden, Kinder, sagte er, und dies Mal wird Wort gehalten. Ihr werdet beide Unterofficiere.

Aber doch in einer Compagnie? fragte Fritz Kober hastig.

In einer Compagnie; das heißt, fügte der König leise und mit schmerzlichem Seufzen hinzu, wenn ich überhaupt noch wieder Compagnieen und Regimenter formiren kann! —

Oh, es sieht noch lange nicht so schlimm aus, als Euer Majestät denken, sagte Fritz Kober beherzt. Unsere Truppen haben sich schon wieder erholt von ihrem ersten Schreck, und wir haben sie vorher in großen Schaaren hier in's Dorf einrücken sehen, als wir von dort drüben herkamen. In einigen Stunden wird die Armee sich wieder ordnen können.

Nun, Gott gebe, daß Du Recht hast, mein Sohn,

sagte der König gütig. Geht jetzt in's Dorf, und erzählt nur immerhin den Soldaten, was Ihr dort drüben gehört habt. Es wird ihnen Muth machen, wenn sie hören, daß der Feind schläft, und nicht dran denkt, uns zu verfolgen. Und was Euere beiden Unterofficierspatente anbelangt, so werde ich sie Euch heute noch ausfertigen lassen! Lebt wohl, meine Kinder!

Er nickte ihnen zu und kehrte in die Hütte zurück, um seine beiden Adjutanten zu wecken. Mit vollkommen ruhiger Stimme befahl er ihnen, in's Dorf zu gehen, und alle höheren Officiere und Generale aufzufordern, ihre Truppen zu sammeln, und mit denselben auf der Ebene, die vor der Hütte sich ausbreitete, aufzumarschiren.

Die Trompeter sollen blasen, die Trommelschläger sollen Generalmarsch wirbeln, sagte der König. Die frische Morgenluft wird den Schall weit hinaustragen in die Luft, und wenn meine Soldaten ihn hören, kehren sie vielleicht zu ihren Fahnen zurück. Gehen Sie also, meine Herren!

Dann, als die beiden Adjutanten ihn verlassen, ging der König, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam und gedankenvoll auf und ab.

Es ist Alles verloren, Alles, murmelte er, aber doch muß ich noch ausharren und warten! Wenn die Dummheit oder der Uebermuth des Feindes eine Masche offen läßt in diesem Netz, mit welchem sie mich umsponnen haben, so ist es meine Pflicht, meine Armee da hindurchschlüpfen zu lassen, und an ihrer Spitze auszuharren! Ach, ach! Aber wie schwer drückt diese Krone auf meinem Haupte, diese Krone, die mir nicht einmal erlaubt, mein armes Haupt zur Ruhe zu legen! Welch eine schwere Pflicht

ist das Leben, und wie bitter enttäuscht es uns von den köstlichen Illusionen, mit denen wir es begonnen haben!

Von draußen vernahm man jetzt das Schmettern der Trompeten, und das Wirbeln der Trommeln. Der König schreckte zusammen, und in sich erschauernd, flüsterte er: Vraiment, ich fühle jetzt, was ich noch niemals gefühlt habe! Ich habe Furcht, und mein Herz erzittert nach dieser Schlacht, wie es nie vor einer Schlacht erzittert hat! Die Trompeten und die Trommeln rufen meine Soldaten, aber sie werden nicht kommen! Sie liegen entweder da draußen auf dem Schlachtfelde, oder sie irren flüchtend umher! Sie werden nicht kommen, und die Sonne wird meine Schmach und mein Unglück beleuchten!

Und ganz überwältigt, ganz zerbrochen, sank der König auf einen Sessel nieder, und schlug seine beiden Hände vor sein Angesicht. So saß er lange, lange da. — Draußen vor der Hüttenthür ward es immer lebendiger und lauter. Der König achtete nicht darauf. Er hielt immer noch die Hände vor sein Gesicht gelegt, er sah nicht, wie da draußen vor dem Fenster ein buntes Gewirr von Uniformen und glänzenden Epaulettes sich zeigte, er sah nicht, wie von allen Seiten die Soldaten herbeiströmten, er hörte nicht das Trommeln und Blasen, die Commandorufe und die militairischen Signale.

Er hörte auch nicht, wie die Thür jetzt leise geöffnet ward, und seine Adjutanten in derselben erschienen, während draußen, auf dem kleinen dunklen Flur, die Generale und Stabsofficiere dicht aneinander gedrängt, so ehrfurchtsvoll und schweigend dastanden, als befänden sie sich in dem glänzendsten Vorsaal eines Königschlosses.

Sire, flüsterte endlich einer der beiden Adjutanten' die Befehle Euer Majestät sind erfüllt. Die Generale wünschen Euer Majestät ihre Ehrfurcht zu bezeigen.

Der König ließ die Hände langsam von seinem Antlitz gleiten. Und die Truppen? fragte er.

Sie beginnen so eben sich auf der Ebene zu formiren!

Auch sind wir eben beschäftigt, sagte der zweite Adjutant, unsere Kanonen aufzufahren.

Der König wandte sich heftig und mit fast zornigem Gesicht zu ihm um. Herr, Er lügt! rief er laut, ich habe keine Kanonen mehr!*)

Euer Majestät hat Gott sei Dank, noch mehr als funfzig Kanonen, sagte der Adjutant fest, und ich lasse sie eben auffahren.

Ueber des Königs Antlitz flog es wie ein Lichtstrahl hin, und seine bleichen Wangen färbten sich mit einem rosigen Schimmer. Er stand rasch auf, und dem Adjutanten freundlich zunickend, trat er hinaus auf den Flur, wo die Generale ehrfurchtsvoll sich vor ihm neigten und mühsam sich zusammendrängten, um dem König einen Weg zu öffnen.

Der König schritt mit hochgehobenem Haupt, aber schweigend durch ihre Reihen hin und trat vor die Hausthür.

Messieurs, sagte er dann, das Haupt rückwärts wendend, lassen sie uns sehen, was der gestrige Tag uns noch übrig gelassen hat! Mustern wir unsere Truppen!

Die Generale und Stabsofficiere eilten schweigend

---

*) Historisch. Siehe: v. Retzow. Th. II. S. 117.

von dannen, um sich an die Spitze ihrer Regimenter zu begeben und sie dem König vorzuführen.

Der König lehnte sich an die Hüttenthür und nahm den Degen wie zur feierlichen Staatsparade in die Hand. Der Vorbeimarsch der Truppen begann. Aber es war ein trauriger Anblick, ein herzzerschneidendes Weh durchfuhr bei demselben die Brust des Königs! — Wie wenig war ihm geblieben von dieser schönen, kampfesmuthigen Armee, die er gestern in die Schlacht geführt. Mehr als zwanzigtausend Mann waren theils getödtet, theils verwundet! zerstreut und flüchtig trieben sich andere Tausende umher, mühsam hatte man nur aus dem bunten Gewirr der vermischten Soldaten einzelne Regimenter wieder formiren können, und kaum fünftausend Mann waren es, die jetzt vor dem König vorbei defilirten.*)

Der König sah sie vorübermarschiren mit festem Auge mit ruhigen Mienen. Nur hatte er seine Lippen fest aufeinandergepreßt und sein Athem ging schwer und fieberhaft aus seiner Brust hervor.

Plötzlich wandte er sich an den neben ihm stehenden Grafen Dohna, den Adjutanten des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der vor einigen Tagen in's Lager des Königs gekommen war, um ihm die Nachricht von dem Siege bei Minden zu überbringen. Der König hatte ihn eingeladen bei ihm zu verweilen. „Ich bin im Begriff," hatte er gesagt, „die Russen anzugreifen; bleiben Sie also so lange hier, bis ich Ihnen das Gegencompliment mitgeben kann."**)

Daran erinnerte der König sich jetzt, wie er den

---

*) v. Retzow. Th. II. S. 116.
**) Preuß: Friedrich der Große. Th. II. S. 118.

Grafen neben sich sah. Ah, sagte er mit einem mühsamen Lächeln, Sie warten noch immer auf das Gegencompliment, das ich Ihnen versprochen habe? Es thut mir leid, daß die Antwort auf eine so gute Botschaft nicht besser hat gerathen wollen. Wenn Sie aber auf Ihrem Rückweg noch gut durchkommen, und Daun nicht schon in Berlin und Contades in Magdeburg finden, so können Sie alsdann dem Herzog Ferdinand von mir versichern, daß nicht viel verloren ist. Leben Sie wohl, Monsieur.*)

Er nickte ihm leicht mit dem Kopf den Abschiedsgruß zu, und schritt dann mit festem stolzem Gang zu den Generalen hin, die in ehrerbietiger Entfernung von ihm sich aufgestellt hatten.

Sein Auge glühte und flammte jetzt wieder, und sein ganzes Wesen hatte wieder seinen energischen und kühnen Ausdruck angenommen. Messieurs, sagte er mit klarer, voller Stimme, das Schicksal ist uns gestern nicht günstig gewesen. Aber es ist deshalb doch kein Grund zu verzagen, und ich denke, es soll ein Tag kommen, wo wir dem Feind mit blutigen Zinsen zurückgeben wollen, was er uns gestern gethan hat. Ich wenigstens hoffe auf diesen Tag, ich will leben, um ihn zu erwarten, und alle meine Gedanken, meine Pläne und Bestrebungen werden darauf gerichtet sein, ihn herbeizuführen. Ich strebe nach keinem anderen Ruhm, als nach dem, Preußen zu erretten von dieser Verschwörung, welche ganz Europa wider dasselbe angezettelt hat. Ich will meinem Vaterlande den Frieden erobern, aber es soll und darf nur ein ehrenvoller, mächtiger Frieden sein, welcher Preußen zugleich geehrt und groß dastehen läßt. Einen anderen Frieden kann

*) Des Königs eigene Worte.

ich und werde ich niemals annehmen, und lieber werde ich mich unter den Trümmern meiner letzten Kanone begraben lassen, als einen Frieden eingehen, der meinem Vaterlande keinen Vortheil, und uns Allen keinen Ruhm bringt! Die Ehre ist doch das höchste und heiligste Gut der Individuen, wie der Völker; und Preußen, welches seine Ehre in unsere Hand gelegt, muß dieselbe von uns rein und fleckenlos wiedererhalten. Wenn das auch Ihre Meinung ist, Messieurs, so rufen sie mit mir: es lebe Preußen! Es lebe Preußens Ehre!

Es lebe Preußen! Es lebe Preußens Ehre! riefen die Generale und Officiere mit begeistertem Ruf, und wie eine Lavine wälzte der Ruf sich weiter von Mund zu Mund, und die zerstückten und zerbröckelten Regimenter hatten ihn gehört, und riefen ihn nach, und die Feldmusik stimmte einen schmetternden Toast an, und die Trommeln wirbelten drein. Die Fahnenträger entfalteten ihre Fahnen, und ließen die zerschossenen und zerfetzten preußischen Adler im Morgenwind flattern, und aus tausend Kehlen, sich einigend in einen einzigen heiligen Orgelton, drang der Ruf durch die Luft und zum Himmel empor: Es lebe Preußen! Es lebe Preußens Ehre!

Der König stand da mit strahlendem Angesicht, und in seinen großen, wundervollen Augen schimmerte es wie eine Thräne. Er hob den Blick zum Himmel empor, und leise murmelten seine Lippen: Ich schwöre es, zu leben, so lange noch Hoffnung ist! Ich schwöre zu leben, so lange ich noch frei bin! Ich schwöre nur dann den Tod zu suchen, wenn Gefangenschaft mich bedroht! —

Langsam wandte sein Blick sich wieder der Erde zu, und mit lauter machtvoller Stimme rief er jetzt:

Vorwärts! Vorwärts! das ist immer das Losungswort der Preußen gewesen, und soll es auch immer bleiben! Vorwärts, meine Herren! Wir haben ein großes Ziel vor uns, wir müssen es suchen zu erreichen. Wir müssen den Feind, welcher uns umzingelt hat, auseinander sprengen. Wir müssen Alles daran setzen, um die Russen von Berlin zurückzuhalten. Dies Palladium unseres Glückes darf nicht in Feindes Hände fallen. Wir müssen die Reichsarmee aus Sachsen vertreiben, und vor allen Dingen müssen wir die Oesterreicher wie die Russen von der Spree fern halten, und ihnen den Weg über die Oder abschneiden! Vorwärts also, vorwärts! Lassen Sie uns aufbrechen, wir gehen zuerst über die Oder in unser altes Lager nach Reitwen zurück. Die Oder und die Spree müssen unser bleiben, und was der Feind uns gestern genommen, das wollen wir ihm morgen wieder entreißen! Vorwärts, vorwärts!

Vorwärts! Vorwärts! riefen und brüllten die Schaaren ihm nach, und überall hin trugen die Worte des Königs wieder Muth und Begeisterung. Jeder hoffte wieder auf die Zukunft, Jeder war wieder freudig bereit dem König zu folgen, denn wie dunkel und umwölkt sich auch ringsum der Horizont zeigte, Jeder glaubte wieder an den Stern des Königs, und wußte, daß er nimmer erlöschen könne!

Ende des ersten Bandes.

Druck von Robert Genrich in Berlin.

Mühlbach, Luise,

Friedrich der Große und sein Hof historischer Roman

Bd.: 3,2,1

Berlin 1857